

Über Brücken und Grenzen entlang der Donau

Reisebericht über eine Studienfahrt der Studienstiftung des deutschen
Volkes ein Jahr nach „Einbruch der Wirklichkeit“

hrsg. von Uwe Hunger und Sascha Krannich



Hrsg. von Uwe Hunger und Sascha Krannich

Über Brücken und Grenzen entlang der Donau



Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

Reihe VII

Band 30

Hrsg. von Uwe Hunger und Sascha Krannich

Über Brücken und Grenzen entlang der Donau

Reisebericht über eine Studienfahrt der Studienstiftung des deutschen Volkes ein Jahr nach „Einbruch der Wirklichkeit“

Mit Beiträgen von Benjamin Brück, Simon Guilliard, Linda Jaculi, Julia Krekel, Hannah Mieger, Insa Neumann, Y Lan Pham, Borislav Polovnikov, Rebecca Pretzsch, Petra Rollfing, Theresa Schüler, Quincey Stumptner, Julia Wagner, Benjamin Wollweber und Fotos von Mahan Sadjadi

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster

<http://www.ulb.uni-muenster.de>



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.

<https://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften>

Uwe Hunger und Sascha Krannich (Hrsg.)

„Über Brücken und Grenzen entlang der Donau. Reisebericht über eine Studienfahrt der Studienstiftung des deutschen Volkes ein Jahr nach „Einbruch der Wirklichkeit““

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe VII, Band 30

Verlag readbox unipress in der readbox publishing GmbH, Dortmund

www.readbox.net/unipress

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz vom Typ 'CC BY 4.0 International'

lizenziert: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Von dieser Lizenz ausgenommen sind Abbildungen, welche sich nicht im Besitz der Autoren oder der ULB Münster befinden.



ISBN 978-3-8405-0235-4

(Druckausgabe)

URN [urn:nbn:de:hbz:6-21119417202](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6-21119417202)

(elektronische Version)

[direkt zur Online-Version:](#)

© 2020 Uwe Hunger und Sascha Krannich (Hrsg.)

Satz: Uwe Hunger und Sascha Krannich (Hrsg.)

Titelbild: "A line of Syrian refugees crossing the border of Hungary and Austria on their way to Germany. Hungary, Central Europe, 6 September 2015." von Mstyslav Chernov via wikipedia.org, CC BY-SA 4.0

Umschlag: ULB Münster



Hrsg. von Uwe Hunger und Sascha Krannich

Über Brücken und Grenzen entlang der Donau

Reisebericht über eine Studienfahrt der Studienstiftung des deutschen Volkes ein Jahr nach „Einbruch der Wirklichkeit“

Mit Beiträgen von Benjamin Brück, Simon Guilliard, Linda Jaculi, Julia Krekel, Hannah Mieger, Insa Neumann, Y Lan Pham, Borislav Polovnikov, Rebecca Pretzsch, Petra Rollfing, Theresa Schüler, Quincey Stumptner, Julia Wagner, Benjamin Wollweber und Fotos von Mahan Sadjadi

Arbeitsgruppe 5 „Migration in und nach Europa“ der Donauakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes 2016

Vorwort

Der vorliegende Reisebericht ist im Rahmen einer Studienakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes im Jahr 2016 entstanden. Die Studienakademie war als eine Schiffsreise auf der Donau von Passau bis Belgrad konzipiert. Es wurde mit der Theodor-Körner ein Donau-Kreuzfahrtschiff gechartert, auf dem eine Woche lang knapp 100 Stipendiatinnen und Stipendiaten zusammenkamen, um sich in vier Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen der europäischen Verständigung und Zusammenarbeit im Donaauraum auseinanderzusetzen. Neben den Arbeitsthemen „Entwicklung des ländlichen Raums“, „Stadtplanung“ und „Makroregionale Kooperation“ beschäftigte sich unsere Arbeitsgruppe mit Fragen der „Migration in und nach Europa“.

Bei der Durchsicht des Routenplans fiel uns auf, dass wir innerhalb der neuntägigen Fahrt, praktisch alle Hot Spots der sog. Balkanroute anfahren werden, wo sich vor gut einem Jahr die schlimmsten Dramen der sog. Flüchtlingskrise abgespielt hatten. Navid Kermani hatte in diesem Jahr eine preisgekrönte Reportage „Einbruch der Wirklichkeit“ über die Zustände entlang der Flüchtlingsroute von Griechenland bis Deutschland vorgelegt. Wir wollten – ein Jahr nach Einbruch der Wirklichkeit – schauen, was sich in diesem Jahr, in dem auch die Politik eine Kehrtwendung von einer Willkommenskultur zu einer Abschottungskultur vollzogen hat, sich auf der Flüchtlingsroute verändert hat.

Wir haben hierfür zunächst auf dem Schiff das Buch von Navid Kermani gelesen und sind dann von Bord gegangen, auf Spurensuche an die Orte, die Kermani in seinem Buch beschrieben hat, und auch an neue Orte, die Kermani nicht gestreift hat, die aber auch viele Geschichten zu erzählen haben. Entstanden ist dabei ein Reisebericht über neun intensive Tage mit vielen Gesprächen und Begegnungen an Bord und an Land entlang der Donau, von Deutschland über die Slowakei nach Ungarn bis nach Serbien und über Kroatien und Österreich zurück nach Deutschland.

Wir danken der Studienstiftung des deutschen Volkes, dass sie diese besondere Akademie organisiert und uns damit unvergessliche Tage und Momente beschert hat. Wir haben viel gesehen, erlebt und gelernt und nehmen viele schöne Erinnerungen mit von Bord. Wir danken unseren Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Arbeitsgruppen, insbesondere Gerlind und Franz, die in unserer Arbeitsgruppe immer wieder ausgeholfen haben. Und schließlich danken wir all unseren Mitstreiterinnen und Mitstreitern der Arbeitsgruppe 5 „Migration in und nach Europa“, die mit uns den Reisebericht verfasst haben.

Uwe Hunger und Sascha Krannich

Münster und Köln im Mai 2020

Stationen

8.10. Einschiffung Passau, Deutschland	10
9.10. Bratislava und „Brücke der Freundschaft“ in Komárno, Slowakei	11
10.10. Seetag und Grenzkontrolle in Mohács, Ungarn.....	16
11.10. Belgrad, Serbien.....	21
Besuch einer Flüchtlingseinrichtung.....	25
Besuch der Bajrakli-Moschee	31
Stadtrundgang	34
Besuch der Universität.....	38
Abend in Belgrad.....	42
12.10. Novi Sad, Serbien und Vukovar, Kroatien	50
13.10. Mohács, Ungarn	53
14.10. Budapest, Ungarn	61
15.10. Wien, Österreich.....	67
17.10. Ausschiffung Passau, Deutschland.....	71
Nachwort: Die Balkanroute heute	75
Literaturhinweis	79
Kurzinformationen zu den Herausgebern und Autorinnen und Autoren.....	81

„Ihren Pass bitte.“ „Entschuldigung, ich habe Sie nicht verstanden.“ „Ich möchte Ihren Pass sehen.“ Wie?! Warum möchte er meinen Pass sehen? Angeblich, weil es ein internationaler Zug ist, er fährt nach Wien. Aber ich bin doch innerhalb des Schengen-Raumes! Hat die Flüchtlingsdebatte die Behörden so stark verunsichert, dass sie nun Angst vor der österreichischen Grenze und vermeintlich anders Aussehenden haben? Ich zeige dem Beamten meinen Pass, bin genervt und kann die Situation nicht einschätzen. In Passau steige ich aus dem Zug, aber am Hauptbahnhof, einem der Hotspots der sog. „Balkanroute“ vor einem Jahr, sehe ich heute ein Deutschland ohne Geflüchtete. Drei Wochen vor unserem Reisebeginn wurde sogar der Umbau des Bahnhofs feierlich fertiggestellt, sodass heute alles in neuem Glanz erstrahlt und es schwerfällt, sich die Dramen, die sich hier noch vor einem Jahr abgespielt haben, erneut vor Augen zu führen.

Auf der Donauakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes beschäftigten wir uns in unserer Arbeitsgruppe „Migration in und nach Europa: Ursachen und Auswirkungen“ mit der Flüchtlingssituation in Europa. Dabei ist den meisten von uns erst zu Beginn dieser Studienfahrt bewusst geworden, dass wir Teile der Balkanroute bereisen, über die im Spätsommer 2015 über eine Million Menschen aus dem Mittleren und Nahen Osten nach Nordeuropa flüchteten. Wir reisen in umgekehrte Richtung. Ausgangspunkt unserer Arbeit ist das Buch des deutsch-iranischen Schriftstellers Navid Kermani, der im Jahr zuvor – also auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise – die Balkanroute bereiste und seine Beobachtungen und Gespräche, die er während seiner Fahrt von Griechenland bis

nach Deutschland geführt hat, in dem Reisetagebuch „Einbruch der Wirklichkeit“ zusammengefasst hat.¹

Genau ein Jahr später sind wir auf einem von der Studienstiftung gecharterten – etwas in die Jahre gekommenen – Kreuzfahrtschiff zu einigen Orten entlang der Donau gereist, die Kermani ein Jahr zuvor ebenfalls besucht hatte, darunter etwa Wien, Budapest und Bratislava. Dabei war es besonders spannend, zuerst über die Eindrücke Kermanis zu lesen und dann tatsächlich diejenigen Orte zu besuchen, über die er geschrieben hat. So konnten wir unsere eigenen Beobachtungen und Begegnungen mit Flüchtlingen mit denen Kermanis vergleichen.

Bereits auf dem Weg nach Passau, wo unser Schiff ablegte, begegnete uns das Flüchtlingsthema. So berichtete im Zug ein ungarischer Matrose, der auf dem Weg zu seiner Familie nach Ungarn war, von der anhaltend chaotischen Situation an der Südgrenze Ungarns, die weiterhin mit Zäunen und Stacheldraht gesichert wird. Dabei bezog er sich wohl vor allem auf die zahlreichen wartenden Flüchtlinge, die gen Norden weiterziehen wollen, aber nicht dürfen. In Passau selbst sind kaum mehr Flüchtlinge im Stadtbild zu erkennen. Vor einem Jahr wurde die 50.000-Einwohner-Stadt vom *Guardian* noch als „Laboratorium der Flüchtlingspolitik“ und „das Lampedusa Deutschlands“ bezeichnet.

¹ Navid Kermani (2016). Einbruch der Wirklichkeit: Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa. München: C.H.Beck.

In dem Jahr seit Kermanis Reise ist viel passiert. Die Balkanroute wurde geschlossen, Ungarn, Bulgarien und Mazedonien haben Grenzzäune errichtet. Mit der Türkei wurde der sog. „Flüchtlings-Deal“ ausgehandelt, nach dem irregulär in die EU eingereiste Flüchtlinge in die Türkei zurückgeschickt werden dürfen. Im Gegenzug überweist die EU hohe Milliardenbeträge nach Ankara, um die Lebensbedingungen der Flüchtlinge in der Türkei zu verbessern, und stellt den türkischen Bürgern Visaerleichterungen in Aussicht. Zwischen den EU-Staaten, insbesondere zwischen Polen, Ungarn, Tschechien und Slowakei, den sog. „Visegrád-Staaten“, einerseits und fast den gesamten älteren EU-Mitgliedstaaten andererseits, gibt es einen handfesten Streit über die Verteilung der Flüchtlinge. Die Entscheidung, 160.000 Flüchtlinge nach einer festen Quote auf alle Länder der EU zu verteilen, wird von diesen Staaten mit allen Mitteln bekämpft. Bis zum Start unserer Reise im Oktober 2016 waren nur rund 6.000 Flüchtlinge nach diesem Schlüssel verteilt worden.

Auch in Deutschland ist die Stimmung langsam, aber sicher gekippt. Schreibt Kermani 2015 noch von einem „seltsam weichgewordenen Deutschland“, in dem Hunderttausende Flüchtlinge auf den Bahnhöfen des Landes willkommen geheißen wurden und „wo immer sie eintrafen, [...] viele Bürger und sogar die Bürgermeister am Bahngleis [standen], um zu applaudieren“, so überwiegen heute kritische Stimmen, nicht zuletzt wegen der Vorkommnisse in der sog. „Kölner Silvesternacht“. Auf unserer Reise haben wir festgestellt, dass sich seit Kermanis Bericht manches geändert hat, aber nur äußerst wenig substantiell besser geworden ist.

8.10. Einschiffung Passau, Deutschland

Heute geht die Reise los: Wir legen pünktlich in Passau ab, unser Schiff heißt *MS Theodor Körner*, benannt nach dem ersten frei gewählten österreichischen Bundespräsidenten. Für die kommenden neun Tage soll es unser Zuhause werden. Die Studienstiftung hat das gesamte Schiff gechartert, das heißt es gibt außer uns Stipendiaten und Dozenten sowie der Akademieleitung keine Passagiere an Bord. Zu Beginn sind die meisten noch etwas gehemmt, aber bald geht das große Kennenlernen los, und ein jeder ist mit Dutzenden neuen Namen und Gesichtern konfrontiert.

Es gibt vier Decks – das untere mit dem Restaurant, das mittlere mit der Bar, das obere mit dem Salon und nicht zuletzt das freie Sonnendeck auf dem Dach des Schiffes, von wo aus sich eine grandiose Rundumsicht auf die Donau eröffnet. Die Atmosphäre an Bord erinnert ein wenig an die eines alten Zigarrenclubs. Insbesondere das Restaurant und die Bar vermitteln ein Gefühl von Glanz und Gloria längst vergangener Zeiten, wobei die im Stil des Art déco konzipierte Einrichtung ihren ganz eigenen liebenswürdigen Charme versprüht.

Noch ein Wort zur Donau: Sie ist fast während der gesamten Reisezeit sehr ruhig. In den meisten Abschnitten ist sie zwischen 300 und 500 Meter breit. Die Umgebung wechselt sich ab; von idyllischen Landschaften über hügelige Gebirgsregionen bis hin zu urbanen Stadtbildern ist alles geboten. Anfänglich herrscht noch große Begeisterung für das Panorama, nach

wenigen Stunden gewöhnen wir uns daran. Das Uferbild wird somit zu einer bewegten Kulisse unserer Reise.

Am Abend werden wir durch einen einführenden Vortrag auf die Reise eingestimmt. Uns wird vor Augen geführt, welche große Bedeutung die Donau für die Region und darüber hinaus für den gesamten ost- und mitteleuropäischen Raum hat. Tobten vor wenigen Jahrzehnten entlang der Donau noch die Balkankriege, so ist der Fluss heute ein Symbol der Hoffnung für ein vereintes Europa, in dem Ost und West politisch und kulturell immer mehr zusammenwachsen. Auch wirtschaftlich ist die Donauregion ein Hoffnungsschimmer, nicht zuletzt aufgrund des Fluss- und Radtourismus à la *MS Theodor Körner*.

9.10. Bratislava und „Brücke der Freundschaft“ in Komárno, Slowakei

Am Vormittag treffen wir uns das erste Mal in unserer Arbeitsgruppe, wo Sascha und Uwe die Ziele unserer Reise formulieren. Wie es aber hier möglich sein soll, die spezifischen Erfahrungen einer Flucht zu begreifen und nachzuvollziehen, ist vielen von uns schleierhaft. Wie sollen hier Gefühle von Angst, Lebensgefahr oder auch Hoffnung auf eine sichere Zukunft der Geflüchteten nachempfunden werden, während wir gleichzeitig kulinarisch vom Feinsten verwöhnt werden und in beheizten Kabinen auf einem Kreuzfahrtschiff auf der Donau schippern? Sind wir nicht von der Informationsflut unserer Medien, die mit Bild, Ton und Wort teils reißerisch, teils dramatisch, teils zu Tränen rührend von der Balkanroute und

der Flüchtlingspolitik im Allgemeinen im Studentakt berichten, nicht ohnehin vollkommen voreingenommen, mitunter vielleicht sogar auch fehlinformiert? Diese Reise wirft viele Fragen und Schwierigkeiten auf. Doch auch wenn man nicht auf alle Fragen Antworten finden wird, so ist zumindest eines klar: Wir – junge Stipendiatinnen und Stipendiaten aus den unterschiedlichsten Fachbereichen mit ganz unterschiedlichen persönlichen Erfahrungen und Thesen zur Flüchtlingssituation in Europa – sind motiviert, uns in dieses Themengebiet zu stürzen und uns diesen Fragestellungen zu widmen, miteinander zu diskutieren und uns unsere eigene Meinung zu bilden, egal wo wir herkommen, wo wir leben, was wir studieren und wo wir beruflich hinmöchten. Uns allen ist klar, dass Migration ein für die gesamte europäische Gesellschaft wichtiges Thema darstellt – also auch für uns gut versorgte Passagiere eines Donaudampfers.

Am Nachmittag erreichen wir Bratislava, Hauptstadt der Slowakei und erste Station unserer Reise. Aufgrund einer Verspätung beschränkt sich unser nur dreistündiger Aufenthalt auf eine einstündige Stadtführung und ein zweistündiges Abendessen. Vor drei Wochen fand hier auf der malerischen oberhalb der Altstadt gelegenen Burg ein EU-Gipfel statt. Die Flüchtlingsherausforderung war neben dem Brexit das zentrale Thema. Hier versicherten sich die EU-Mitgliedstaaten noch einmal ihrer Politik des „effektiven Grenzschutzes“ und der „Bekämpfung der Fluchtursachen“. Insbesondere Bulgarien soll mit frischen EU-Geldern geholfen werden, seine Grenzen besser zu schützen. Die Slowakei machte zusammen

mit den anderen Visegrád-Staaten in einer gesonderten Erklärung einmal mehr deutlich, dass sie gegen eine Verteilung von Geflüchteten innerhalb der EU sei. Aber wie nahmen die Slowaken diese Positionierung wahr? Wie stehen sie zum Kurs ihrer Regierung? Gibt es ziviles Engagement zur Unterstützung der Flüchtlinge wie in Deutschland?

Wir fragen unsere Stadtführerin: „Wie ist die Situation und der Umgang mit den Flüchtlingen hier im Land?“ „Naja, es gibt keine in der Slowakei. Es will ja auch niemand hierher, da wir arm sind. Ein Bruttoeinkommen beträgt im Durchschnitt nur 900 Euro pro Monat, eine Rente 350 Euro – hier gibt es nichts für Flüchtlinge.“ Auch auf die Frage, ob es in der Slowakei eine muslimische Minderheit gäbe, beantwortet unsere Fremdenführerin mit „Nein, eigentlich nicht.“ Es existierten auch keine Moscheen im Land. Vielleicht lebten hier ein paar Hundert Muslime, doch würden sie nicht in den Statistiken auftauchen. In der Stadt sehen wir tatsächlich keinerlei Spuren eines Flüchtlingstrecks. Nur schottische Fußballfans sind offensichtlich nicht von hier. Alles habe sich normalisiert, sei nicht mehr so chaotisch wie noch vor einem Jahr. Es würde nur noch ein einziges „Asylheim“ unterhalten, das aber 100 Kilometer entfernt und direkt an der Grenze zu Österreich gelegen sei. Dieses werde auch von Österreich bezahlt. Die Flüchtlinge wollten ja auch gar nicht in der Slowakei bleiben. Nach unserer Führung haben wir ein Gespräch mit einer Stipendiatin aus einer anderen Gruppe und wir entdecken, dass die Aussagen der Fremdenführerin exakt der Regierungslinie entsprechen, die der slowakische Premier auch gegenüber der EU fährt. Es wird stets mit den gleichen Argumenten aufgewartet, um die

Blockade einer europaweiten Quotenregelung zu rechtfertigen. Letztlich bleibt uns zugegebenermaßen aber zu wenig Zeit, um etwas Handfestes aus diesem Landgang mitzunehmen. Dafür fahren wir satt und pünktlich weiter...

Auf unserem Weg durch die Slowakei nach Ungarn passieren wir viele Brücken und die allermeisten verschwinden nur wenige Sekunden danach wieder aus unserem Gedächtnis. Bei einer rein ästhetischen Betrachtungsweise würde man auch die mehr als 100 Jahre alte „Brücke der Freundschaft“ trotz ihrer auffälligen grünen Stahlkonstruktion wohl schnell wieder vergessen, was sicher „Arbeitsgruppe 3“² zu Architektur und Städtebau im Donauraum bestätigen würde. Warum es dennoch lohnenswert ist, sich näher mit der Brücke, die – kurz hinter dem Donauknie bei Visegrád – das slowakische Komárno mit seiner ungarischen Schwesterstadt Komárom verbindet, zu beschäftigen, wird einem erst verständlich, wenn man einen Blick auf die Geschichte der Stadt wirft. Die Stadt Komárno gehörte von 1867 bis 1918 zur Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Ganz in der Nähe kam am 24. April 1873 der Namensgeber unseres Schiffes, Theodor Körner, zur Welt. Ab 1920 gehörte die Stadt dann zur Tschechoslowakei, zwischen 1938 und 1945 erneut zu Ungarn, bevor die Stadt, getrennt vom südlichen Teil Komárom, wieder slowakisch wurde. Die große Mehrheit ihrer Bevölkerung ist aufgrund dieser Geschichte ungarisch und Komárno, ausgestattet auch mit einer ungarisch-sprachigen Universität, eine Hochburg der ungarischen

² Wir waren Arbeitsgruppe 5 (von 4).

Minderheit in der Slowakei. Slowakische Politiker arbeiteten sich aus diesem Grund in der Vergangenheit häufig zu populistischen Zwecken am magyarischen Einfluss an der Donau ab. Dies führte 2010 sogar so weit, dass die slowakische Zentralregierung die Einreise des damaligen ungarischen Präsidenten nach Komárno zur Einweihung eines Denkmals des ungarischen Königs Stefan verweigerte.

Wenn wir Mitglieder der slowakischen Crew unseres Schiffes nach ihrer Meinung zu diesem Thema fragen, erhalten wir als Antwort aber lediglich ein unbeeindrucktes Achselzucken und den Verweis darauf, dass man in der Slowakei eigentlich drängendere Probleme habe als derartige Scharmützel. Diese Einschätzung erscheint angesichts einer Arbeitslosenquote in Komárno von rund 25 Prozent nachvollziehbar, denn außer der zunehmenden Zahl an Touristen, die hier einen Zwischenstopp auf ihrer Radtour entlang des Donauradwanderweges einlegen, gibt es nur wenige wirtschaftliche Lichtblicke zu vermelden.

Einmal mehr wird uns vor Augen geführt, dass die sogenannte große Politik, um die es auch in den Vorträgen und Diskussionen an Bord zumeist geht, für die Menschen in einer Stadt, die – zumindest gefühlt sehr weit entfernt von Bratislava, Budapest oder Brüssel liegt – oft gar nicht von allzu großem Belang ist, solange sie deren Lebensrealität nicht berührt. So wird die „Brücke der Freundschaft“ heute, mehr als zehn Jahre nach dem EU-Beitritt Ungarns und der Slowakei, ihrem Namen wohl doch gerechter, als man das zunächst vermuten würde. Auf beiden Seiten leben nun europäische Staatsbürger,

der Verkehr rollt dichtgedrängt in beide Richtungen. Und eine neue Donaubrücke zwischen Komárno und Komárom ist eben deshalb bereits in Planung.

10.10. Seetag und Grenzkontrolle in Mohács, Ungarn

Heute fahren wir den ganzen Tag durch. Der einzige Halt soll an der ungarisch-serbischen Grenze erfolgen, wo wir die EU verlassen werden. Wir schlendern auf dem Schiff herum und lesen das Buch von Kermani. Währenddessen entfaltet sich ein ganz eigener Mikrokosmos, in dem alle nach und nach das Zeitgefühl verlieren.

Die Grenzkontrolle verläuft sehr schnell. Es finden Personen-, aber keine Gepäck- oder Schiffskontrollen statt. Die Grenzbeamten setzen sich in die Bar, und nacheinander trudeln wir alle dort ein, um unsere Ausweise vorzuzeigen. Bearbeitungszeit – gefühlt acht Sekunden pro Person. Nach etwa 15 Minuten ist die Prozedur vorüber und wir haben einen neuen Stempel in unseren Pässen. Für viele von uns ist die Passkontrolle dennoch merkwürdig. Man soll sich ausweisen, aber als was? Nach unserem Menschsein werden wir sicher nicht gefragt. Es geht nur um ein gültiges „Zugehörigkeitsdokument“. Deshalb haben viele von uns ein mulmiges Gefühl dabei. Da ist nämlich nichts, was wir beeinflussen könnten.

Nun sind wir in Serbien, einem der EU-Beitrittskandidaten des westlichen Balkans. Obwohl Ungarn einen Zaun gebaut hat, kommen die Flüchtlinge natürlich trotzdem nach Europa –

nun nicht mehr bis in die EU, nach Ungarn, sondern nur noch bis nach Serbien, bis zu dem Zaun. Ein „Problem“ verschwindet nun mal nicht, wenn man vor ihm einen Zaun errichtet. Unser nächstes Reiseziel lautet Belgrad, die Hauptstadt Serbiens. Nur die wenigsten von uns waren schon einmal hier. Für die meisten ist es eine vollkommen neue Erfahrung. Wir wissen nicht recht, wie das Leben dort aussieht. Lediglich Stichwörter wie Jugoslawien, Srebrenica und Kosovo kommen in den Sinn. Ein am Abend gezeigter Film über die erste erfolgreiche Gay-Pride-Veranstaltung in Belgrad vermittelt uns das eher düstere Bild einer illiberalen, nationalistisch geprägten Gesellschaft.

Am Nachmittag ist Gerlind bei unserer Arbeitsgruppe zu Gast. Gerlind leitet zusammen mit Franz die Arbeitsgruppe zur ländlichen Entwicklung in der Donauregion. Beide stammen aus Österreich und sind einfach nur *leiwand*. Gerlind hat im vergangenen Jahr als Freiwillige in einem Flüchtlingscamp auf der griechischen Insel Leros geholfen – als emeritierte Professorin habe sie nun Zeit dazu. Sie berichtet uns von ihren Erfahrungen, und auf diese Weise können wir auch Griechenland, den Ausgangspunkt von Kermanis Reise, indirekt in unsere Überlegungen mit einbeziehen. Gerlinds Schilderungen sind packend und irritierend zugleich.

Bei Leros handle es sich um eine griechische Urlaubsinsel, rund 40 Kilometer vom türkischen Festland entfernt. Die von Polizeischiffen aufgefangenen Flüchtlinge brächte man auf dem militärischen Sperrgebiet der Insel unter. Zuvor würden sie oft in großer Seenot aufgefischt und dann in die Camps auf

die umliegenden Inseln befördert. Teilweise befanden sich die Flüchtlinge, bevor sie auf die Insel gelangen, bis zu 24 Stunden in Polizeigewahrsam – nicht selten ohne Essen und Trinken, so dass sie schließlich völlig entkräftet auf der Insel ankämen.

Auf Leros hätten etwa 500 Flüchtlinge Platz. Die Camps seien alle improvisiert. Die Flüchtlinge würden nach Nationen getrennt auf die Unterkünfte verteilt. Wer Glück habe, komme in eines der angekauften IKEA-Häuschen für acht Personen mit Dusche, Toilette und Küchenzeile. Der Staat habe sie gekauft, kümmere sich aber nicht um die Reinigung. „Es sah unmenschlich aus: So begrüßt man nicht Menschen in der Not. Das ist nicht Europa!“, lässt uns Gerlind wissen. Andere Flüchtlinge schliefen in spartanischen Containern oder in alten Militärbauten, die man seit zwanzig Jahren nicht mehr nutze, vereinzelt. aber auch einfach nur unter den herumstehenden LKW. Zwei Afghanen, die zwei Monate zu Fuß von Afghanistan aus unterwegs gewesen wären, seien von der Polizei brutal verprügelt worden, weil sie unter freiem Himmel schliefen. „Es ist zum Teil wirklich wüst. Keinerlei Hygiene, wirklich gar keine.“

Es sei nicht gewollt gewesen, dass die Helfer die Häuser reinigten. Auch der UNHCR war nach Gerlindes Auffassung keine große Hilfe. „Die haben Häkchen und Strichlisten gemacht und die Leute eingeteilt.“ Die Flüchtlinge blieben im Schnitt etwa drei Monate im Camp, Minderjährige in der Regel sogar noch länger, auch wenn sie unter Traumatisierungen litten. Was wird denn unternommen? „Es gab eine Boutique mit Kleiderspenden. Viele waren mit Sortieren beschäftigt.

Die Essensausgabe war schwer zu ertragen, weil es den Flüchtlingen absolut nicht geschmeckt hat. Sie haben andere Essensgewohnheiten. Teilweise wurde auch viel Essen weggeworfen.“

Die Einzige, die die Sache in die Hand genommen habe, sei eine Vorarbeiterin gewesen: „Sie war Weltmeisterin im Schnorren – hat vom Bürgermeister Wasser und Strom erhalten. Lag irgendwo im Camp Wäsche herum, hat sie sie aufgenommen, gewaschen und wieder eingeordnet.“ Junge Amerikaner hätten sich dagegen vor der harten Arbeit gedrückt und sich stattdessen lieber mit Kinderspielen und der Essensausgabe beschäftigt. Brauchten sie vielleicht den Nachweis für soziale Arbeit für ihren CV? Die harte Arbeit hing laut Gerlind jedenfalls an den älteren Helferinnen und Helfern: Kleidung nach Größe sortieren, Schuhe mit Möbelpolitur einschmieren (sie hätten häufig wie neu ausgesehen) und so weiter. Können Flüchtlinge auch helfen? „Die Flüchtlinge waren unsicher, was sie tun dürfen und was nicht. Darf man ihnen einen Besen geben? Nein, damit könnten sie aufeinander losgehen. Es gibt viele verschiedene Religionen und Kulturen in dem Camp und die Menschen bringen ihre Konflikte mit. Die meisten sind junge Männer, die von ihren Familien geschickt wurden. Es kam sogar zu Messerstechereien...“

Aber es habe auch ermutigende Beispiele gegeben: „'Madam, this is not the work you should do. Let me do this', sagte ein älterer Mann zu mir. Wir haben dann zusammen die Sachen aufgesammelt.“ Es sei wichtig, die Menschen mit in die Ver-

antwortung zu nehmen, sie aus ihrer Opferrolle zu herauszuholen. Gerlinds Fazit: „Wir sind alle Menschen und es menschelt überall. Man ist nicht gut, nur weil man ein Flüchtling ist, und nicht schlecht, wenn man nicht hilft. Es gibt eben nicht nur Schwarz oder Weiß. Es gibt solche, die hängen am Sozialtopf von Anfang bis Ende, und andere, die von Anfang an ihr Leben selbst in die Hand nehmen. Die meisten Flüchtlinge kommen nicht aus armen Verhältnissen. Syrien ist nicht die „Dritte Welt“: Viele Flüchtlinge besaßen dort ein Haus, ein Auto, die Kinder gingen zur Schule. Demgegenüber gibt es aber auch viele Menschen, die kaum eine Chance hatten, nie eine Schule von innen gesehen haben, seit 40 Jahren nur Krieg kennen. Interessant war, dass mit dem Tag des Abkommens mit der Türkei die Camps plötzlich alle mehr oder weniger vollständig leer waren.“

Am Abend entwickelt sich in der Bar eine mitreißende Feierstimmung und einige wagen sich sogar auf die Tanzfläche. Der schiffseigene Musiker und Animator Ladislav haut in die Tasten seines Keyboards und schmettert Schlager. Mit seinem außergewöhnlichen Stil gewinnt er schnell unsere Herzen und wir packen unsererseits den Swing aus. Unsere Reiseleiter von der Studienstiftung, die die logistisch herausfordernde Exkursion für uns organisiert haben und sich die gesamten neun Tage über im Dauereinsatz befinden, sind hier – verdientermaßen – mittendrin statt nur dabei.

Inmitten der ins Mondlicht getauchten serbischen Landschaft gleitet unsere kleine Welt der Donau entlang und wir fühlen uns alle sehr wohl. Die meiste Zeit an Bord verbringen wir

nämlich mit Essen und Diskutieren. Sind wir überhaupt in der Lage, Empathie für die Situation der Flüchtlinge zu entwickeln? Diese kurz angerissene Frage ist am Abend schnell verdrängt. So wie sie befinden wir uns auf der Durchreise, doch im Unterschied zu ihnen fragen wir uns nicht, ob und wenn ja, wann und wo wir ankommen. Die Fahrt zurück nach Deutschland ist nämlich schon längst gebucht.

11.10. Belgrad, Serbien

Früh am Morgen erreichen wir Belgrad, wo wir bis in die Nacht ankern werden. Für den Tag sind zahlreiche Treffen und Vorträge geplant, um möglichst viel aus dieser Stippvisite mitzunehmen. Im Nachhinein wird sich zeigen, dass diese Station für die meisten von uns die prägendste von allen ist. Nach dem Frühstück teilen wir uns auf vier Gruppen auf. Jede trifft sich mit ausgewählten Vertretern von unterschiedlichen (Nichtregierungs-)Organisationen und Stiftungen, die das lokale öffentliche Leben mitgestalten.

Eine Gruppe wird von der Friedrich-Naumann-Stiftung geleitet; mit dabei sind eine Mitarbeiterin aus dem Stiftungsbüro und eine Vertreterin der deutschen Botschaft in Belgrad. Gemeinsam erläutern sie uns die serbische Perspektive auf die Flüchtlingssituation in Europa. Die Haltung der Serben sei durchaus außergewöhnlich gewesen. Vor einem Jahr war Serbien in der Tat noch ein wichtiges Transitland – bis zu 700.000 Asylsuchende sollen es auf ihrem Weg nach Ungarn durchquert haben. Die Balkanroute war der Hauptzugang der Flüchtlinge zur EU. Kermani wählte Belgrad, wo wie in Passau

der Bahnhof zur Hauptkulisse des Flüchtlingstransits wurde, sogar explizit als Beispiel für seine Beschreibung der unübersichtlichen Lage.

Heute ist die Situation diametral entgegengesetzt. Die Balkanroute ist geschlossen, Ungarn hat einen neuen Grenzzaun gebaut und ein offizieller Transit findet nicht mehr statt. Etwa sechs- bis siebentausend Flüchtlinge leben seither in einer Art serbischem „Limbo“, wo es für sie weder vor- noch rückwärts geht. Offiziell ausreisen nach Ungarn dürfen geschätzt nur 30 Personen pro Tag. Gleichzeitig kommen täglich weitere 200 bis 300 Menschen nach Serbien nach, so dass die Flüchtlingsbevölkerung stetig anwächst. Die „Schließung der offiziellen Zugangswege“, so unser Referent, habe die Situation im Land enorm verschlimmert. Die meisten Menschen wüssten einfach nicht, wie es mit ihnen weitergehe. Sie alle hätten keinen Status, keinen Ausweis, und nunmehr vielleicht auch keine Zukunft mehr in Europa. Die einzigen, die von der Situation profitierten, seien die Schleuser. Es komme, so der Bericht der Botschaftsmitarbeiterin, zu massivem Betrug und vereinzelt sogar zu Misshandlungen. Familien würden getrennt, Kinder seien über mehrere Monate hinweg allein unterwegs, gingen nicht in die Schule und verlören so ein Stück ihrer Kindheit.

Offenbar verfügt der Staat aber über keine funktionierenden Mechanismen, um adäquat auf die Flüchtlingsproblematik zu reagieren. De facto gab es in Serbien bis zum letzten Jahr nicht einmal ein ausgebildetes Asylsystem. Der Begriff der Flucht wurde bis dato nur mit Flüchtlingen im Kontext des Balkankrieges in Verbindung gebracht. Noch heute – zwanzig Jahre

nach Kriegsende – leben Tausende nach Serbien Geflüchtete serbisch-stämmige Kroaten in provisorischen Flüchtlingslagern am Rande der großen Städte. Einwanderung nach westeuropäischem Muster ist in Serbien noch nie Thema gewesen. Im Gegenteil, viele Serben wollen selbst raus aus ihrem Land, sehen Deutschland oder Österreich, die EU insgesamt, als Ziel ihrer Träume.

Serbien verlangt daher eine größere finanzielle Unterstützung durch die EU oder andere europäische Staaten. Es fühlt sich von der EU im Stich gelassen. Die Institutionen in dem Land sind noch schwach. Die innenpolitische Auseinandersetzung um Migration geht nur langsam voran, sie hat im Grunde gerade erst begonnen. Flüchtlinge stellen deswegen auch kaum Asylanträge in Serbien. Im Jahr 2016 waren es keine fünf Menschen, die einen Antrag stellten und angenommen wurden. Bei Flüchtlingen aus den Balkankriegen war dies auch nicht nötig. Sie waren größtenteils ethnische Serben, die keine Asylanträge zu stellen brauchten.

Auch bei der Versorgung der Flüchtlinge scheint der Staat überfordert. In der öffentlichen Debatte würde zwar ein respektvolles Bild der Neuankömmlinge gezeichnet und selbst heute – bei veränderter politischer Großwetterlage – dominiere Empathie über Vorurteile, wie wir in unserem Gespräch erfahren. Die konkrete Versorgung der Geflüchteten übernimmt aber vor allem die Zivilgesellschaft. Vielleicht spielt hierbei auch eine Rolle, dass sie durch die Balkankriege am eigenen Leib erfahren hat, was es heißt, ein Flüchtling zu sein. Interessant war es für uns zu hören, dass die Entwicklung des

zivilgesellschaftlichen Engagements für Flüchtlinge in Serbien zumindest ein Stück weit durch die Bilder der solidarischen Hilfe in Deutschland inspiriert wurden: “Germany showed us (Serbia) how we should deal with it.”

Wie in Deutschland wurde viel Kleidung für Flüchtlinge gespendet und Versorgungsstellen eingerichtet, um die in Belgrad Gestrandeten notdürftig zu versorgen. Ähnlich wie zurück in der Heimat ist jetzt aber ein Stimmungsumschwung zu spüren. Die Rhetorik wird langsam wieder härter. Wenn überhaupt noch in serbischen Medien darüber berichtet wird, dann sind es keine Erfolgsgeschichten mehr, wie vor einem Jahr, sondern Vorfälle, die ein negatives Bild zeichnen, wie Berichte über Randalen in Städten oder Übergriffe auf Schülerinnen. Die drängendste Problematik ist der bevorstehende Winter. Nach wie vor gibt es in Serbien nicht ausreichend viele feste Unterkünfte – seit dem letzten Jahr ist diesbezüglich fast nichts passiert.

Ich steige von Bord, ohne etwas über Belgrad zu wissen – außer, dass es die Hauptstadt Serbiens ist. Und damit kommen automatisch Erwartungen in mir auf, ohne dass ich es bemerke. Ich erwarte irgendwie eine florierende, schöne Großstadt – mehr etwas eher Westeuropäisches vielleicht. Warum auch immer... Der erste Eindruck ist nicht besonders gut, die Stadt gefällt mir nicht. Nach einigen Gehminuten erreichen wir die Hauptstraße: Schön gepflastert, gesäumt von Häusern mit malerischen Fassaden, Cafés reihen sich neben Boutiquen und Restaurants. Die ganze Straße kommt mir inszeniert vor, unecht. Ein Versuch, europäischen Erwartungen zu entsprechen? Plötzlich kommt

eine Gruppe Schulkinder in Zweierreihen direkt vor uns vorbei, wir halten an, um sie passieren zu lassen und auf einmal ist der Moment echt: Lachende Kinder plaudern miteinander, tanzen aus der Reihe und beginnen uns zu begrüßen, uns zuzuwinken, denn sie scheinen uns als Fremde aus einem anderen Land erkennen zu können. Mich überraschen die Kinder in dieser Szenerie aus perfekten Vorzeigehäusern und Geschäften, wir überraschen die Kinder als Ausländer in ihrer Heimatstadt. Ein kurzer Augenblick, ein Zuruf, ein Winken – ich komme der Stadt näher.

Besuch einer Flüchtlingseinrichtung

Im Anschluss besuchen wir die Versorgungseinrichtung *Mikser House*. In der Einrichtung werden Flüchtlingen Kleidung und Nahrung zur Verfügung gestellt, zusätzlich gibt es einen Aufenthaltsraum und eine Spielecke für Kinder. Das Haus ist prall gefüllt, und wir werden das allererste Mal direkt mit der Situation der Flüchtlinge konfrontiert. Junge Männer, Frauen, Kinder, aber auch ältere Menschen gelangen in unser Blickfeld. Ein Junge mit einem sehr großen Rucksack sucht Augenkontakt. Wir lächeln ihn etwas gezwungen an, und er lächelt sofort freudestrahlend zurück.

Beim Betreten des Mikser House fällt mir sofort ein Tisch ins Auge, an dem junge Erwachsene sitzen, um ihre Handys aufzuladen. Sie beachten uns nicht weiter, denken vielleicht, dass wir freiwillige Helfer sind. Vereinzelt schlängeln sich Kinder durch die Beine der vielen herumstehenden Menschen, um sich einen Weg zu ihren Eltern am Tisch zu bahnen. In der Kinderecke sitzen zwei Freiwillige, unschwer zu erkennen am Namensschild,

das sie tragen. Ansonsten ist hier nicht viel Betrieb, es scheint insgesamt eher wenige Kinder zu geben. Während ich langsam durch den Raum gehe, sehe ich am Tisch vor der medizinischen Versorgung eine junge Frau sitzen, die mich etwas skeptisch mit einem leichten Lächeln auf den Lippen anschaut. Ich frage sie, ob ich mich zu ihr setzen darf. „Yes“, antwortet sie schüchtern. Ich hole mir einen Stuhl und frage sie nach ihrem Namen. Ihre Mutter, mit der sie vor drei Monaten aus Afghanistan geflüchtet ist, sitzt auch am Tisch. Ich sage ihr, wie ich heiße; die Aussprache meines Namens fällt ihr sichtlich schwer. Sie möchten nach Deutschland kommen, wie ich ihrem gebrochenen Englisch entnehmen kann. Als ich ihr erzähle, dass ich Deutsche bin, freut sie sich. Für ein tiefergehendes Gespräch ist die Sprachbarriere leider zu hoch, aber sie möchte später Deutsch lernen, um sich besser mit den Einwohnern ihrer Wunschheimat unterhalten zu können.

Mit uns am Tisch sitzen Susan, ihre Schwester und ihre 55-jährige Mutter. Die Mädchen sprechen sehr gutes Englisch und können für die Mutter übersetzen. Beide studierten Medizin in Afghanistan. Aufgrund der Kämpfe in ihrer Stadt hätten sie sich entschlossen, nach Deutschland aufzubrechen. Das Leben in der Heimat sei nicht mehr sicher. Ihre Tante arbeite in einem Flüchtlingscamp in Deutschland und sei der Meinung, sie könnten mit ihrer Hilfe Asyl gewährt bekommen. Seit zwei Wochen seien sie in Serbien registriert und warteten, bis es an der ungarischen Grenze weitergehe. Sie hofften, dass sie in zwei Monaten durchgelassen würden. Viele Menschen gingen zur Grenze, würden zurückgewiesen, gingen wieder dorthin. Manche hätten

Glück und es klappe irgendwann, die meisten allerdings säßen fest. Die Hoffnung stirbt zuletzt, stellen wir immer wieder fest.

In die Türkei seien sie per Flugzeug gekommen, von dort sei es mit Autos, Bussen oder zu Fuß weitergegangen. Die schwerste Etappe sei die Grenzüberschreitung von Bulgarien nach Serbien gewesen. Unzählige Stunden Fußmarsch durch den „Dschungel“ ohne Essen und Wasser hätten sie hinter sich bringen müssen. Die ersten Male seien sie von der Polizei erwischt, festgenommen und zurückgebracht worden. Erst beim vierten Mal habe es dann endlich geklappt, erzählt sie mir. Ihr Bruder, der sich zu uns an den Tisch gesetzt hat, fügt hinzu, dass es für die Mutter am schwersten gewesen sei. 1.500 Euro pro Person hätte der Schlepper bekommen, als sie erfolgreich die Grenze überquert hätten. Der Bruder habe in Afghanistan Politik studiert. Er möchte hierfür nach Deutschland oder Frankreich und scheint insgesamt seinen eigenen Weg gehen zu wollen. Das Alter der Schwestern und des Bruders habe ich auf 25 Jahre geschätzt. Tatsächlich seien die Mädchen 14 und 16, der Bruder 18 Jahre alt. Mich hingegen haben sie 10 Jahre zu jung geschätzt, auf 14. Ob sie durch die Strapazen der Flucht älter wirken? Ihre Erklärung war ähnlich – wir seien in Deutschland alle so fröhlich und hätten keine Sorgen, wodurch wir viel jünger aussähen. Das Gespräch versiegt, als eine Helferin vorbeikommt und der Mutter einen Bon in die Hand drückt, mit dem sie sich eine warme Jacke in der Kleiderausgabe holen kann.

Als um 13 Uhr die Essensausgabe öffnet und sich eine Schlange bildet, zeigt Susan mir die Women's Corner. Hier werden Workshops für Frauen angeboten. wie zum Beispiel Nähkurse oder

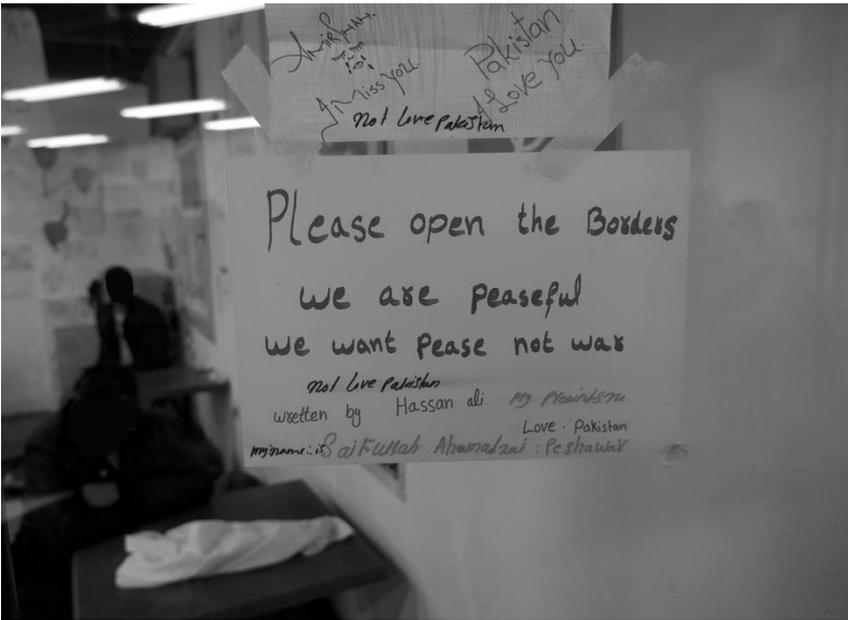
ein Friseursalon; außerdem gibt es Hygieneartikel, ein wenig Make-up und eine Couch, wenn man etwas Ruhe von dem Trubel außen braucht. Wir setzen uns auf das Sofa und sie erzählt mir, dass sie sich über die Gleichberechtigung von Frauen in Europa freue. In ihrer Heimat werde eine Frau mit bösen Wörtern beschimpft, sobald sie mit einem Mann in der Öffentlichkeit spreche. Im Unterricht sei sie die Zweitbeste, allerdings dürfe sie dem Lehrer keine Fragen stellen, da sie eine Frau ist. Stattdessen bedecke sie ihr ganzes Gesicht mit einem Kopftuch, sobald sie aus der Haustür trete, um keine Probleme zu bekommen. Ich frage Susan, ob sie denn gar nicht hungrig sei. Sie versteht meine Frage falsch und bietet mir, ohne zu zögern, ihren Essensbon an.

In der Zwischenzeit komme ich mit dem 28-jährigen Shafiq ins Gespräch, der mit seiner 24-jährigen Frau Sarah und dem 2-jährigen Sohn seit zwei Monaten auf der Flucht ist. Er sei Bauingenieur und habe in Afghanistan in einer Firma gearbeitet, die Gebäude errichtet. Wegen des IS und der schlechten Lebensqualität dort seien sie auf der Flucht, berichtet er mir. Er möchte seinem Sohn eine bessere Zukunft bieten. Dass er mir zwischendurch immer wieder sein Essen anbietet, beeindruckt mich. Ich lehne dankend ab, doch er besteht darauf, dass ich zumindest einen Apfel esse. Der passe doch immer rein. Er zeigt mir Bilder aus der Heimat auf seinem Smartphone, Bilder von erschossenen Menschen auf der Straße und Soldaten, die mit Gewehren durch die Straßen laufen. Er wolle eigentlich nach Deutschland, doch da man dort nicht mehr so viele von ihnen aufnehme, würde er es nun in Österreich versuchen. Dann fragt er mich nach meiner Handynummer, damit ich ihm einen Tipp geben

kann, wo er im Falle eines erfolgreichen Grenzübertritts nach Ungarn die besten Chancen habe. Sie seien von Beginn an per Bus, Auto und zu Fuß unterwegs gewesen und hätten sowohl an der Grenze nach Griechenland als auch an der bulgarischen Grenze durch dichte Waldabschnitte wandern müssen. Er erzählt mir, dass der Wald undurchdringbar ausgesehen habe und der Marsch beängstigend gewesen sei, da sie drei Tage lang nachts ohne Licht durch das Dickicht laufen mussten – stets in der Angst, von Polizisten erwischt zu werden. Tagsüber versteckten sie sich zwischen Sträuchern und Bäumen, da Polizisten die Grenze kontrollierten. Am wenigsten Angst habe der kleine Sohn gehabt, da er bei seinen Eltern sein konnte. Sie hätten Glück gehabt und wurden im Gegensatz zu vielen anderen, denen alles ersparte Geld geraubt worden sei, nicht von den Schleppern missbraucht. Dennoch hätten sie diesen insgesamt 10.000 US-Dollar zahlen müssen. Wieso er nach Deutschland wolle? Weil wir „Ja“ zu ihnen gesagt hätten und sie willkommen seien. Ich erzähle ihm von der Situation in Deutschland und den Problemen, die die Menge an Flüchtlingen mit sich bringt, sowohl in den Camps als auch in Bezug auf die Akzeptanz innerhalb der deutschen Bevölkerung. Er verstehe das Verhalten der Flüchtlinge nicht, die auf Gewalt zurückgriffen: „Deutschland gibt ihnen so viel, dafür sollten sie so dankbar sein.“

Als Susan mit dem Essen zurückkommt, möchte der Bruder nichts essen. Ihm schmecke das Essen nicht und er würde später Pommes und Burger essen. Stattdessen testet er sein neues Smartphone, das er gestern für 120 Euro gekauft habe, da er sein altes Handy verloren habe. Susan wird nun zum Camp zurückgehen. Sie fühle sich dort eigentlich nicht mehr sehr wohl, da es

Gewaltausbrüche gegeben habe. Im Vortrag der UNHCR-Beauftragten wurde uns zuvor noch erzählt, dass es in den Camps keine Gewalt gebe. Für mich wird es nun aber auch an der Zeit, mich auf den Rückweg zu machen. Ich bedanke mich bei den Geschwistern und Shafiqs Familie und wünsche ihnen alles Gute und viel Glück. Nach einem gemeinsamen Foto, um das sie mich gebeten haben, verlasse ich das Haus und diese Menschen, die so hart um eine Zukunft in Europa kämpfen und kehre zurück zu unserem luxuriösen Schiff auf der Donau.



Plakat im Mikser House, Belgrad

Am Ende haben viele von uns das Gefühl, in etwas hineingeworfen worden zu sein, wo wir eigentlich gar nicht hingehören. Das schlechte Gewissen, noch nicht – wie beispielsweise

Gerlind – ganz praktisch Flüchtlinge unterstützt zu haben, nagte an uns, als wir wie übermäßig neugierige Touristen in diesen besonderen Raum einfielen. Alle Anwesenden waren dort, um entweder zu helfen oder Hilfe zu bekommen, aber wir kamen, um zu sehen, uns zu informieren, nicht um zu unterstützen. Das Gefühl des Voyeurismus konnten die meisten von uns nicht abschütteln. Die Geschwindigkeit, mit der wir hindurchgeführt wurden, verstärkte unser Unwohlsein noch. Ich konnte gerade fünf Sätze mit einem Freiwilligen aus Deutschland wechseln, bevor ich merkte, dass meine Gruppe schon weg war und ich mich beeilen musste, sie nicht zu verlieren. 30 Minuten, nachdem wir die Versorgungstelle betreten hatten, saßen wir auch schon wieder in einem schönen Kulturzentrum, tranken Limonade und hörten der Repräsentantin des UNHCR zu, wie sie aus einer oft arg den Realitäten entrückten Makroperspektive über die Flüchtlingsherausforderung referierte. Diese extremen Kontraste strengen sehr an, da die wirklichen Begegnungen unseres Erachtens manchmal zu kurz kamen.

Besuch der Bajrakli-Moschee

Wir besuchen die Bajrakli-Moschee. Sie ist die einzige Moschee in der ganzen Stadt. Auf dem Programm steht ein Treffen mit dem obersten Gelehrten und Repräsentanten des islamischen Verbandes in Serbien. An der Moschee angekommen, werden wir in das Nebengebäude geführt und steigen alle langsam nacheinander die staubigen Treppenstufen hinauf. „Es ist schmutzig, weil wir gerade renovieren“, hören wir es am Ende unserer Karawane hinunterhallen. Oben offenbart sich

uns ein großer, von Sonnenlicht durchfluteter Raum, den wir ohne Schuhe betreten, da er als Gebetsort der hiesigen Muslime dient.

Nachdem wir uns in einem Halbkreis vor einem Podium niedergelassen haben, warten wir auf die Ankunft unseres Gastgebers. Unser Blick fällt auf ein kleines Rednerpult im orientalischen Stil auf dunklem Holz. Darüber schwebt eingerahmt eine handgestickte arabische Kaligraphie mit religiösem Inhalt. Über uns erhebt sich eine schlichte weiße Kuppel. Alle haben Platz genommen und ein Mann in einem bodenlangen schwarzen Gewand mit einer rot-weißen Kopfbedeckung betritt erhabenen Schrittes den Raum. Er stellt sich hinter das Podium, begrüßt uns mit einem freundlichen Lächeln und beginnt mit einer langen Predigt über den Sinn des Lebens. „Wasser, das steht, wird irgendwann versumpfen, doch wenn es sich wie ein Fluss bewegt, ist es lebendig.“ So würden wir niemals still an einem Ort verbleiben, sondern bewegten uns immerzu fort, erlebten Neues und erweiterten unseren Horizont, was uns lebendig halte. Während er seine Predigt hält, sieht er sehr nachdenklich aus. Seine Worte wirken sicher gewählt und demonstrieren eine starke innere Überzeugung.

Im Vortrag geht er auf die religiöse Spaltung des Landes ein, die von den Bürgerkriegen auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens herrührt. Inzwischen würden die Spannungen der Vergangenheit schrittweise abgebaut. Die Muslime stellten zwar eine Minderheit dar, jedoch seien serbische Muslime, so sagt er, keinen Anfeindungen mehr ausgesetzt. Allerdings be-

stehen seiner Ansicht nach noch bedeutende Differenzen zwischen den verschiedenen Kulturkreisen innerhalb des Islams. So beschreibt er insbesondere, dass arabische Muslime einer anderen Auslegung des Korans folgen würden als zum Beispiel die Muslime vom Balkan. Deutlich macht er, dass für Terrorismus kein Platz innerhalb seiner Glaubensgemeinschaft bestehe und er verurteilt hernach scharf jeden, der Kriminalität im Namen des Islams verübt.

Ich schaue mich währenddessen das erste Mal genau um und bemerke, dass ich durch keines der zahlreichen Fenster den Himmel sehen kann. Stattdessen erblicke ich unzählige rissige Häuserfassaden mit brüchigen Ziegelsteinen, deren rote Farbe aufgrund des Schmutzes eher einem Braunton ähnelt. Habe ich mir so die Hauptstadt Serbiens vorgestellt?

„Wie sieht denn die aktuelle Flüchtlingssituation aus in Serbien? Sind viele von ihnen Muslime?“ Diese Fragen holen mich aus meinen Gedanken zurück. Er antwortet, dass die Flüchtlinge Serbien nur als Transitland sähen, da ihr endgültiges Ziel die EU sei. Muslimische Flüchtlinge gäbe es so gut wie keine. Er sei sich noch nicht einmal sicher, ob überhaupt je einer geblieben sei. In der Gemeinde herrsche zwar kein materieller Überfluss, sie stelle Flüchtlingen aber unter anderem Essen und Trinken, Kleidung und, soweit möglich, Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung. Dies erinnert uns an die Schilderungen Kermanis von seinem Besuch einer Moschee in der Türkei im Jahr zuvor.

Dann fügt er hinzu, dass Muslime aus Serbien in die EU als Gastarbeiter migrieren würden und kritisiert, dass es in Deutschland keine gemeinsame Organisation von Muslimen gäbe. Er habe somit bei Fragen keinen direkten Ansprechpartner. Die Gemeinde stehe in regelmäßigem Kontakt zur serbischen Regierung und wolle auch für den reinen Transit den Aufbau von Asylheimen unterstützen. In Gesprächen mit Regierungsvertretern versuche er anzuregen, dass der Bau von Asylheimen vorangetrieben werde, damit Geflüchtete nicht im Freien schlafen müssen.

Angesichts seiner zuvor passioniert vorgetragenen Ausführungen über den Begriff der Nächstenliebe, sind wir über die Kürze seiner Antworten ein wenig erstaunt. Einige von uns haben den Eindruck, dass ihn die Problematik im Vergleich zu anderen, eher theoretisch geprägten Fragen, weniger berührt und dass keine wirkliche Identifikation mit dem Schicksal der Flüchtlinge stattfindet. Wir rätseln über den möglichen Grund für diese Einschätzung, wobei wir nur vermuten können, dass es eventuell an den beschränkten finanziellen Mittel der islamischen Gemeinde in Belgrad liegt und vor allem auch die mehrfach thematisierte fehlende emotionale Verbundenheit aufgrund unterschiedlicher Auslegungen des Islams zur geschilderten Zurückhaltung des Gelehrten beitragen.

Stadtrundgang

Danach schließt sich ein Stadtrundgang an. Hier ist nicht mehr viel von den chaotischen Zuständen zu spüren, wie Kermani sie beschrieb. In Belgrads Innenstadt scheint ein Jahr nach Einbruch der Wirklichkeit die Normalität wieder Einzug gehalten

zu haben. Als Touristen werden uns die üblichen Sehenswürdigkeiten gezeigt: Die Kathedrale des Heiligen Sawa, die größte serbisch-orthodoxe Kirche überhaupt, der Platz der Republik an der Knez Mihailova, der Prachtstraße Belgrads, sowie hoch oben über der Stadt die Festung Kalemegdan mit ihren weißen Mauern, denen Belgrad seinen Namen zu verdanken hat (Beo-Grad = Weiße Stadt). Früher hat man von dort aus mehrfach gegen die osmanischen Armeen angekämpft, heute bieten sie einen herrlichen Aussichtspunkt über die gesamte Stadt. Unten sieht man, wie die Save, die Slowenien und Kroatien mit Serbien verbindet, in die Donau mündet. Ganz früher markierte die Donau die Grenze des römischen Reiches zu den Barbaren. Die Donau: der „nasse Limes“.

Wir fragen unsere Stadtführerin, eine gebürtige Serbin, nach der aktuellen Flüchtlingssituation in Belgrad. „Welche Flüchtlinge meinen Sie? Die aus den 90ern, aus dem Jugoslawienkrieg?“ „Nein, jetzt! 2016!“ „Ah, Sie meinen die Syrer. Da ist nichts. Die sind doch nur auf der Durchreise.“ „Keine Flüchtlinge mehr?“ „2014 war viel los, 2015 auch, aber jetzt sind es nur noch wenige.“ Das Flüchtlingsthema ist also nur auf der Durchreise, wird in wenigen Sätzen abgehandelt. Es ist nicht so präsent wie erwartet. Der eigene Krieg, der selbst noch nicht lang her ist, wiegt noch schwer. Nur noch wenige Flüchtlinge. Diese Aussage steht im Kontrast zu 7.000 offiziell in Serbien lebenden Flüchtlingen, von denen wir heute Morgen gehört haben. Das soll nichts sein?

Einige von uns gehen dann noch auf eigene Faust zum Belgrader Bahnhof, von dem Kermani in seinem Buch so ausführlich

berichtet hat. Hier sehen wir noch einmal, dass die Flüchtlingskrise keineswegs vorbei ist. Hunderte Flüchtlinge sitzen hier buchstäblich auf gepackten Koffern oder stehen vor Infoständen Schlange, um zu erfahren, wie und wann es weitergeht. Anstatt in offizielle Lager fernab der Hauptstadt zu ziehen, bleiben sie lieber hier in Belgrad, am Bahnhof, wo es – so die Hoffnung – schnell weitergehen kann. Wenn es denn überhaupt weitergeht. Und wohin? Der größte Zielwunsch scheint stets Deutschland zu sein, auch wenn dies zunehmend schwieriger wird. Aber Hauptsache, es geht irgendwie weiter, denn hier in Serbien gibt es, wie wir gehört haben, kaum Perspektiven. Diese Menschen schlafen nachts im Parkhaus, für sie stehen keine Winterunterkünfte bereit. Aber vielleicht werde der Winter ja wieder mild, hofft eine Serbin.

Außer der Versorgungsstation und der Gegend um den Bahnhof zwischen Fluss und Innenstadt fallen die Geflüchteten aber überhaupt nicht mehr auf. Und selbst an diesen Orten, vor allem um den Bahnhof herum, hätten auch viele der sich dort aufhaltenden Männer Sinti oder Roma sein können. Wären wir nicht extra zu diesen Orten gegangen und hätten nicht von Anfang an eine spezielle „Brille“ getragen – wir hätten auch denken können, dass Serbien nach der Schließung der Balkanroute nicht mehr viel mit Geflüchteten zu tun hat. Menschen saßen zwischen Schutthaufen an Feuern, hinter dem Bahnhof eine Art von Niemandsland. Diese Bilder im Zusammenhang mit europäischen Städten zu sehen, irritierte uns, da wir es nicht gewohnt sind. Wer sind diese Männer, die sich auf Steinen sitzend um ein Feuer versammeln? Worauf warten sie? Ich traute mich nicht, mit ihnen zu sprechen, dazu

war mir die Situation zu heikel. Es führte uns nochmal vor Augen, wie entrückt wir manchmal in Deutschland leben, obwohl wir über das Meiste, was gesellschaftlich passiert, Bescheid zu wissen glauben. Nachrichten und Debatten verbinden, aber nicht unbedingt menschlich.



Info-Stand für Geflüchtete in Belgrad



Geflüchtete beobachten den Aufbau von Plastikgittern im Park.

Besuch der Universität

Am Nachmittag treffen wir uns mit Studenten der Universität Belgrad. Aus den Diskussionen mit ihnen gewinnen wir tiefere Einblicke in die serbische Perspektive auf die Flüchtlingssituation und entwickeln ein besseres Gespür für die Sorgen und Nöte der Serben. Ihr Land kämpft wie viele der Balkanländer mit wirtschaftlichen und demografischen Problemen, junge Leute sehen oft keine Zukunft in ihrer Heimat. Viele von ihnen orientieren sich in Richtung dem Ausland, insbesondere die EU und Russland sind beliebt. Wer die Möglichkeit dazu hat, emigriert. Mithin versteht sich Serbien also selbst als Auswanderungsland und aus diesem Grund wird von den Flüchtlingen

auch gar nicht erwartet, dass sie hier Asyl zu beantragen gedenken. Wer wolle denn schon in einem Land bleiben, wenn es nicht einmal dessen eigene Bevölkerung tut?

Die Serben, mit denen wir sprechen, sind auffallend freundlich und aufgeschlossen, auch wenn die Kommunikation aufgrund durchwachsener Englischkenntnisse sich teils als äußerst schwierig erweist. Jedoch ist das Sprachniveau gerade der jungen Belgrader wesentlich höher. Dies wird insbesondere während unseres Universitätsbesuchs deutlich, da beispielsweise die Leiterin der Philologischen Fakultät, der auch die Sprachen zugeordnet sind, die englische Sprache überhaupt nicht beherrscht, eine ihrer Studentinnen dafür aber in nahezu akzentfreiem Englisch dolmetscht.

Im anschließenden Gespräch mit der jungen Studentin wird uns nochmals vor Augen geführt, wie schlecht die Karriereperspektiven für junge Menschen in Serbien sind. Auch sie betont, dass sie sich vor allem für ein Studium der Sprachen entschieden hat, um in der Zukunft auszuwandern und in einem anderen Land Arbeit zu finden. Überraschend ist, dass sie davon ausgeht, dass bereits eine unausgebildete Putzhilfe in Österreich 2.500 Euro verdient. Dies erscheint uns allen etwas naiv, vor allem vor dem Hintergrund, dass sie selbst noch keinerlei Erfahrungen im Ausland sammeln konnte. Daran wird deutlich, dass nicht nur in geographisch ferneren Gebieten wie Syrien und Afghanistan mitunter falsche Einschätzungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Lage westeuropäischer Länder vorherrschen, sondern auch in EU-Nachbarstaaten wie

Serbien. Hier dominiert noch immer das Bild des reichen Westens. Einmal mehr wird deutlich, dass die finanziellen Mittel zur Unterstützung der Flüchtlinge in Serbien gar nicht vorhanden sind und selbst die eigene junge Bevölkerung sich das Ziel gesetzt hat, das Land sobald wie möglich zu verlassen.

„Die Straßen in Deutschland sind sehr sauber.“ Wie schon für Teodora, mit der wir uns gerade unterhalten haben, scheint dies auch ein wichtiger Teil von Lazars Deutschlandbild zu sein. Lazar studiert Germanistik in Belgrad und spricht flüssiges Deutsch, wenn auch mit erkennbarem Akzent. Er ist Mitglied des Studierendenparlaments und hat uns eben noch in einem Vortrag die Philologische Fakultät vorgestellt. Nachdem wir die Universität verlassen haben und noch einmal durch die Stadt schlendern, erzählt er uns, dass sein Vater schon seit Jahren in Offenbach lebt, wo er ihn schon öfter besucht habe. Und dort seien die Straßen eben viel sauberer als hier in Serbien (er deutet vielsagend auf den Boden vor uns). Wenn er mit dem Studium fertig ist, möchte er ebenfalls gerne nach Deutschland gehen, um dort zu leben und zu arbeiten. Das liegt allerdings weniger an den saubereren Straßen als an der Tatsache, dass es für ihn in Serbien nicht genügend Aufstiegsmöglichkeiten gebe. Dennoch habe sich die Situation in Deutschland ja langsam auch verändert. Wir fragen ihn, was er damit meint. „Die Bevölkerung verändert sich, es leben immer mehr Ausländer in Deutschland, vor allem Türken.“ Wir wissen nicht so richtig, was wir dazu sagen sollen, geben also nur ein unbestimmtes Brummen von uns. Er erzählt weiter, sagt, sein Vater wohne in einem schönen Viertel in Offenbach, aber er sehe ja, dass es im Rest der Stadt sehr viele Türken

gebe. Das scheint Lazar irgendwie zu bedauern, ohne die Gründe hierfür präzisieren zu können.

Bevor wir weiter mit ihm darüber reden können, fragt jemand, was das große Gebäude hinter uns darstelle. Lazar erklärt, dass es sich um das Nationalmuseum handle und findet sich dann sehr schnell in der Rolle eines Fremdenführers ein, der uns souverän und auch ein wenig stolz Fakten über die Monumente entlang unseres Weges berichtet. Danach kommt es über Umwege dann wieder zu politischen Themen, wobei einer der anderen Mitreisenden Lazar fragt, was er denn über die Situation der Flüchtlinge in Serbien denke. Er erwidert, dass er das Verhalten der angrenzenden Länder nicht gerecht gegenüber Serbien finde. „Ungarn und Kroatien müssen die Grenzen wieder öffnen, damit die Flüchtlinge weiterziehen können.“ Die Flüchtlinge wollten schließlich ja selbst gar nicht nach Serbien, sondern nur weiter, in die EU. Und Serbien habe nicht viel Geld und könne es sich deswegen auch nicht leisten, sie zu versorgen. Wir sollten verstehen, Serbien habe nur sieben Millionen Einwohner und während des letzten Jahres seien 700.000 Flüchtlinge durch Serbien gezogen. Jetzt kommt er mit den Zahlen durcheinander und sagt, es befänden sich zurzeit noch eine halbe Millionen Flüchtlinge in seinem Heimatland (tatsächlich sind es 7.000), das sei eben alles sehr schwierig. Und wir hätten ja in Deutschland auch gesehen, wie sich ein Land unter einem solchen Zustrom verändern könne. Wieder wissen wir erst nicht genau, was er meint. „Na, diese Nacht in Köln, die „äh...“ „Silvesternacht?“, helfen wir ihm. Ja, genau, die meint er. So etwas könne in Serbien nicht passieren. Gewalt gegen Frauen sei eines der

schlimmsten Vergehen überhaupt. Wenn so etwas hier geschehe, würden die Umstehenden sofort eingreifen.

Abend in Belgrad

Der Abend endet dann in einer der zahlreichen Bars. Dort sind wir zu dritt und werden von einem jungen Mann in absolut perfektem Englisch gefragt, wo wir denn herkämen. Als wir ihm erklären, dass wir Reisende aus Deutschland seien, ist er sichtlich interessiert und wir kommen ins Gespräch. Er erzählt, dass er schon zum Studieren nach Winnipeg in Kanada ausgewandert sei. Auch sein Motiv war damals, dass er in Serbien keine ausreichenden Zukunftsperspektiven sah und berichtet, dass viele seiner Freunde es ihm gleichgetan hätten. Offen sei für sie alle, ob sie nicht doch eines Tages zurückkehrten, um ihr im Ausland gesammeltes Wissen in Serbien in möglichst hohen gesellschaftlichen Positionen fruchtbar machen zu können und so das Land in ferner Zukunft eventuell unter den hochentwickeltesten Wirtschaftsnationen Europas etablieren zu können. Er äußert jedoch Bedenken, ob dies überhaupt möglich sei, bevor nicht die innenpolitischen Konflikte vor allem mit Kosovaren und Bosniaken abschließend beseitigt wären. Anschließend fragt er uns, wo unsere weitere Reise hinginge. So erzählen wir ihm, dass unser nächstes Reiseziel Ungarn ist. Daraufhin erklärt er uns in überraschender Schärfe, dass Ungarn extrem fremdenfeindlich gegenüber allen Ausländern eingestellt wäre und auch Touristen dem Grunde nach verabscheuen würde. Im Gegensatz dazu würde Serbien sich über Touristen freuen, was man in Belgrad tatsächlich gut spüren kann. Er warnt uns

schließlich noch eindringlich davor, zu gutgläubig zu sein. Die Ungarn würden angeblich stets versuchen, den Touristen so viel Geld wie möglich aus der Tasche zu ziehen...

Im Gegensatz zu den anderen verbringe ich den Abend nicht in eine der unzähligen Bars und Clubs in Belgrad: Ich mache mich stattdessen auf den Weg zum Bahnhof, den ich zuvor noch nicht entdecken konnte. Ich habe nur von ihm gelesen, nämlich in Kermanis Reisereportage, in der er auf die Grünanlagen vor dem Bahnhofeingeht. Als er vor einem Jahr, im September 2015, diese Anlagen besuchte, bestanden sie nur noch aus nackter Erde. Auf dem umgegrabenen Park waren bunte Campingzelte zu sehen, in denen die Flüchtlinge übernachteten. Hunderte von ihnen campierten vor dem Bahnhof, obwohl die Balkanroute zu diesem Zeitpunkt noch geöffnet war. Ein Jahr später stehe auch ich vor dem Bahnhofplatz. Die bunten Campingzelte sind verschwunden, was geblieben ist, ist die Erde, die früher mal einen Park bildete. Aber selbst die Erde ist mittlerweile nicht mehr zugänglich, denn orangefarbene Plastikgitter versperren den Weg. Und auch von Dixi-Toiletten, welche Kermani in seiner Reportage noch beschrieb, ist weit und breit nichts mehr zu sehen. Es ist bereits später Abend und der Platz ist fast menschenleer, nur vereinzelt überqueren ihn Passanten. Ich frage mich, wo all die Flüchtlinge abgeblieben sind. Die Balkanroute ist längst geschlossen und man liest in den Medien, dass immer noch viele Flüchtlinge auf der Balkanroute ausharrten und darauf warteten, dass sie wieder geöffnet wird.

Als ich durch den ehemaligen Park gehe, kommen mir etwa sechs junge Männer entgegen, vielleicht zwischen 20 und 30 Jahre alt.

Sie grüßen mich freundlich. Wir kommen ins Gespräch und ich erfahre, dass sie alle aus Afghanistan stammen und sie in Belgrad gestrandet sind. Ein junger Mann mit schwarzem Pulli und dunkler Hose unterhält sich weiter mit mir, während die anderen aufgeregt um uns herumstehen. Nas, so ist sein Name, scheint von allen das beste Englisch zu sprechen und deswegen das Wort ergriffen zu haben. Er erzählt mir seine Geschichte, die wie für alle der umstehenden Männer in Afghanistan begonnen hat. Nas sah dort keine Perspektive mehr. Er ließ seine Geschwister und Eltern zurück, um sich auf die gefährliche Reise nach Europa zu begeben. Sein Weg führte ihn über den Iran in die Türkei, wo er zweimal mit einem Schlauchboot nach Griechenland überzusetzen versuchte. Beim ersten Mal wäre er fast ertrunken, weil das Boot überladen war und kenterte. Schließlich erreichte er Ungarn, wo er und andere Flüchtlinge von Polizisten geschlagen und nach Serbien beordert wurden.

Nas will mir den Ort zeigen, an dem er und die anderen Männer aktuell leben. Der Weg dorthin führt uns über dunkles, auf den ersten Blick menschenleeres Gelände direkt hinter den Gleisen am Bahnhof, keine 300 Meter vom Vorplatz entfernt, aber versteckt genug, dass es für einheimische Serben kaum und für Touristen fast überhaupt nicht erkennbar ist. Unter dem Gebäudedach stehen drei Zelte, daneben sind einige Schlafsäcke ausgebreitet, in welchen eine Handvoll Männer versuchen, Schlaf zu finden. Der Weg geht weiter an der Gebäudemauer entlang und unterwegs begegnen mir immer mehr Flüchtlinge. Als wir am Ende des Gebäudes angelangt sind, stoßen wir auf eine größere Gruppe von jungen Männern, einige von ihnen tief verschlungen in braune und graue Decken. Einzelne beginnen

gerade mit Holzlatten eines alten Kleiderschranks und Papierresten ein Feuer zu entfachen, das schon bald den Platz mit Wärme erfüllt. Daneben bereitet einer der Männer einen Fisch zu, um ihm später über dem Feuer grillen zu können. Die Situation ist sehr unübersichtlich, denn wo sich eben noch am Vorplatz nur eine kleine Gruppe von Flüchtlingen befand, sind es hier abseits des öffentlichen Raums sehr viele mehr. Ich verliere schnell den Überblick über die vielen Gesichter, die mich teils verwundert, teils aufgeregt mit tiefbraunen Augen anblicken. Es scheint nicht besonders üblich für sie zu sein, dass jemand wie ich zu ihnen kommt. Sie sind sehr offen und sichtlich erfreut über meinen Besuch und laden mich ein, mit ihnen am Feuer zu sitzen. Nas erzählt mir, dass hier nur Männer aus Afghanistan lebten und ursprünglich mal alle nach Deutschland wollten. Seitdem sich aber herumgesprochen habe, dass die Chancen auf Asyl für Afghanen dort inzwischen eher gering sind, wollen die meisten es in Frankreich versuchen. Viele von ihnen sind aber schon seit Monaten in Belgrad, denn es gibt für sie kein Vor und kein Zurück. Sie stecken fest und warten vor allem darauf, dass die Balkanroute wieder geöffnet wird. Hier werden mir die praktischen Konsequenzen europäischer Asylpolitik auf einmal sehr schnell klar.

Über die Anzahl der Flüchtlinge sind sich die Männer, die mit uns am Feuer sitzen, aber nicht einig – die Schätzungen reichen von 200 bis 500 Flüchtlingen. Früher haben einige von ihnen auf dem Vorplatz gelebt, aber seitdem das nicht mehr geduldet wird, sind sie auf diesem alten Bahnhofsgelände untergekommen. Die Polizeistation, die sich im Bahnhofsgelände befindet, ist vielleicht 200 Meter entfernt. Die Polizisten lassen die Flüchtlinge auf diesem Platz allerdings in Frieden leben. Ich kann das Gefühl nicht

loswerden, dass die Stadt alles versucht, die Flüchtlinge aus dem öffentlichen Raum und somit auch aus der öffentlichen Wahrnehmung der Bürger und Touristen fernzuhalten. Den Gesprächen, die ich während meines Aufenthalts in Belgrad führe, entnehme ich, dass diese Taktik wunderbar zu funktionieren scheint.

Ein weiterer Afghane stößt dazu und erfährt, dass ich aus Deutschland komme. Er fängt an, mit mir auf Deutsch zu reden, was mich sehr überrascht. Seine Sprachkenntnisse sind gut und er hat keine Probleme, mein Deutsch zu verstehen. Ich erfahre, dass er es schon einmal bis nach Österreich geschafft und dort einen Antrag auf Asyl gestellt hat. Er fing an, einen Sprachkurs zu besuchen und die deutsche Sprache zu erlernen, was sichtlich Erfolg hatte. Nach einem Jahr wurde er allerdings wieder nach Bulgarien abgeschoben, weil er bereits einen Asylantrag in dem Land gestellt hatte. Ich brauche nicht lange, um zu verstehen, dass wohl die viel zitierte sog. Dublin-Verordnung hinter dieser Abschiebung steckt. Was ich allerdings nicht verstehe ist, warum es ein ganzes Jahr gedauert hat, bis er zurück nach Bulgarien geschickt wurde. Effizienz ist etwas anderes, aber etwas anderes kann ich von der europäischen Asylpraxis inzwischen auch gar nicht mehr erwarten.

Später kommen zwei weitere Afghanen auf mich zu, die mich nach einer kurzen Unterhaltung auf einen Spaziergang einladen. Ich willige ein, schließlich muss ich mich sowieso bald auf den Weg in Richtung Hafen machen. Weli und Zia, wie die beiden Afghanen heißen, machen sofort einen gereiften Eindruck

auf mich. Die beiden lernten sich auf der Flucht kennen und haben einen ähnlichen Hintergrund in ihrer Heimat Afghanistan, Beide sind studiert und standen dort erfolgreich mit beiden Beinen im Leben. Weli hatte nach seinem Medizinstudium für die Regierung als Arzt in Afghanistan gearbeitet, als er von Taliban-kämpfern unter Druck gesetzt wurde, zu ihnen zu kommen und für sie als Arzt zu arbeiten. Daraufhin flüchtete er nach Kabul, wo er einen Job in einem Krankenhaus bekam. Doch die Taliban fanden ihn wieder und hätten ihm klar gemacht, dass er keine Chance habe zu entkommen, weil sie immer wüssten, wo er sich aufhalte. Sie drohten ihm mit dem Tod, wenn er sich nicht für die Taliban entscheiden würde. Das war für ihn der Moment, als er endgültig wusste, dass er keinen Tag länger in Afghanistan bleiben konnte. Anders als alle anderen Flüchtlinge könne er sich auch vorstellen, in Serbien zu bleiben. „Life is more important than anything“, sagt er immer wieder mit starkem Akzent.

Es wird spät und wirklich Zeit für mich, zurück zum Schiff zu gehen, um nicht die Abfahrt zu verpassen. Dass ich eigentlich einer dieser Touristen bin, die lediglich für einen Tag in die Stadt kommen und dann auch schnell wieder mit ihrem Luxusdampfer verschwinden, konnte ich den Männern einfach nicht erzählen. Das Schiff steht nur einige hundert Meter weiter nördlich an der Save und ist in wenigen Minuten zu erreichen. Die Flüchtlinge werden weiter darauf warten, dass die Balkanroute wieder geöffnet wird oder sie versuchen es zum unzähligen Mal auf anderem Wege, ihr Ziel zu erreichen, um wahrscheinlich nur wenig später von Polizisten oder Grenzbeamten aufgegriffen und zurück nach Serbien gebracht zu werden. Ich dagegen

steige wieder auf unser Kreuzfahrtschiff, das mich warm und satt zurück nach Deutschland bringen wird. Möglich wird mir das vor allem wegen dieses kleinen Fetzen Papiers sein, der den Flüchtlingen in diesen Stunden unendlich wertvoll erscheinen muss, aber für sie allzu oft doch unerreichbar bleibt. Mich plagt das schlechte Gewissen, obwohl ich für diese Situation nicht wirklich etwas kann und obwohl oder gerade weil ich sie nicht ändern kann. Es ist ein unbeschreiblich schlechtes Gefühl, wieder in die Kajüte zurückzukehren und zurück in meiner Realität zu sein, die das starke Gegenstück zu dem bildet, was ich in den letzten ein bis zwei Stunden erlebt habe.



Das Leben in einem Parkhaus in der Nähe des Belgrader Bahnhofs



Unterschlupf in einer Parklücke

12.10. Novi Sad, Serbien und Vukovar, Kroatien

Heute erreichen wir zwei Zwischenetappen unserer Reise. Am Morgen legen wir in Novi Sad in Serbien und am Abend in Vukovar in Kroatien an. Dazwischen verbringen wir einen eher ruhigen Tag, der es uns ermöglicht, unsere Erfahrungen aus Belgrad zu verdauen und sie miteinander zu teilen. In Novi Sad regnet es in Strömen. Wir sehen zerstörte Brückenpfeiler. Sie machen uns bewusst – in Serbien ist der Jugoslawienkonflikt immer noch präsent. Vor diesem Hintergrund erscheint uns die zumindest teilweise vorgefundene serbische Solidarität mit den Flüchtlingen, von der wir in Belgrad erfahren haben, in einem umso helleren Licht.

In Vukovar finden wir uns in einer kleinen kroatischen Grenzstadt wieder, ganz in der Nähe der Stadt Opatovac, in der Kermani im Herbst 2015 ebenfalls Station machte. Hier beschreibt er eine kleine Szene, über die wir auch in unserer Arbeitsgruppe kurz gesprochen haben: Flüchtlinge werden erst aus einem Gefängniswagen gelassen, wenn die Schlange vor der Regierungsstelle kürzer geworden ist. Kermani beobachtet einen kroatischen Polizisten mittleren Alters, der stumm die Türen des Wagens öffnet und niemals lächelt. Als ihm jedoch ein etwa fünfjähriges syrisches Mädchen, das er aus dem Wagen hebt, zärtlich über seine blaue Uniform streichelt, bemerkt Kermani Tränen im Auge des Polizisten. Der Polizist fühlt sich von Kermani ertappt, wischt sich schnell seine Tränen ab und schaut weg. Kermani möchte ihm zurufen, dass er sich nicht zu schämen brauche.

Eine junge Frau kommt an Bord des Schiffes, um uns von der besonderen Geschichte der Stadt Vukovar zu berichten. In ihrem Vortrag erzählt sie uns über die Geschichte ihres Lebens und die der Stadt. Als Kind ist sie mit ihrer Familie vor dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien nach Deutschland geflohen, wo sie mehrere Jahre lebte und die Schule besuchte. So lange, bis Kroatien zum sicheren Herkunftsland erklärt wurde und die Familie Deutschland wieder verlassen musste, um ihrer Abschiebung zuvorzukommen.

Zurück in der Heimat studierte sie Deutsch und begann sich in gemeinnützigen Projekten zu engagieren. Heute kommt sie als Vertreterin des Europahauses Vukovar zu uns, um über Grenzen in und um Vukovar zu sprechen.

Es ist eine kleine Stadt. Vor dem Krieg zählte sie 44.000, heute nur noch 22.000 Einwohner. Trotz der überschaubaren Größe sind die Distanzen jedoch sehr groß – sie liegen in den Köpfen der Menschen. Vukovar beheimatet zwei Nationalitäten – auf der einen Seite Kroaten, auf der anderen Seite Serben. Während des serbisch-kroatischen Krieges war die Stadt noch stark umkämpft, heute haben dagegen beide Völker ihren Platz darin gefunden. Sie leben aber weniger mit- als nebeneinander, der Alltag der Menschen wird von Segregation und Abgrenzung dominiert. Es existieren zwei parallele Gesellschaften, ohne dass eine in größerem Maße von der anderen abhängig wäre. Dies geht so weit, dass serbische und kroatische Schüler nicht in den gleichen Klassen unterrichtet werden: die Schulzeiten sind so gelegt, dass sich die Kinder möglichst nie begegnen und für jede Volksgruppe gibt es eigene Bücher mit einem

eigenen Lehrplan – auch und gerade in Bezug auf die Geschichte Serbiens und Kroatiens. Menschen haben immer die Wahl, ob sie den Fokus auf Gemeinsamkeiten oder auf Differenzen legen. In Vukovar hat man sich bewusst für Letzteres entschieden. Es ist ihre Entscheidung, Vorurteile unreflektiert weiterzuleben. Diese Situation erinnert mich an eine Mathematikerweisheit, die sich schön auf das Leben hier übertragen lässt: Differenzieren ist ein Handwerk, Integrieren eine Kunst!

Was wir von unserer Referentin, der engagiert für Aussöhnung kämpfenden Leiterin des Europahauses Vukovar, nicht nur bei ihrem Vortrag an Bord, sondern auch im persönlichen Gespräch beim anschließenden Nachspaziergang zu hören bekommen, macht ebenfalls wenig Mut. Sowohl auf kroatischer als auch auf serbischer Seite fehle es am politischen Willen zur gemeinsamen Aufarbeitung des Krieges. Lieber gewähre man der serbischen Minderheit vor Ort Sonderrechte, um ein labiles Nebeneinander der Ethnien zu gewährleisten und sich nicht mit der Frage nach der Möglichkeit eines Miteinanders beschäftigen zu müssen. Auch der Wirtschaft sei es schon einmal besser gegangen; nur der Schuhhersteller „Borovo“, bei dem einige Tausend Einwohner Vukovars in Lohn und Brot stehen, trotz der allgemeinen Misere, die sich seit dem Krieg breitgemacht habe. Wir Kreuzfahrtpassagiere bekommen an diesem sehr herbstlichen Mittwochabend noch die baulichen Narben von Krieg und Teilung in Form von Häusernruinen, zerborstenen Fassaden und Einschusslöchern zu sehen. Sie wirken zu später Stunde im spärlichen und unregelmäßigen Licht der Straßenlaternen umso eindrucklicher.

Wenig Verbindendes, dagegen viel Trennendes, so scheint also das ernüchternde Fazit unseres leider nur sehr kurzen Aufenthalts in dieser Stadt an der Donau zu lauten. Doch das wäre zu kurz gegriffen, denn da sind eben auch Menschen wie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Europahauses, die allen Widrigkeiten zum Trotz nicht müde werden, an die Chancen des EU-Beitritts Kroatiens, die Partnerschaft der Donaustädte und nicht zuletzt an die landschaftliche Schönheit Vukovars zu erinnern. Die Donau, die wir an dieser Stelle ihres Verlaufs und mit Blick auf die jüngere Geschichte der Stadt bisher ausschließlich als Grenzfluss zwischen Kroatien und Serbien wahrgenommen haben, markiert aber mehr als eine geographische und politische Trennlinie. Wie unsere Referentin uns nämlich zum Schluss erzählt, sei der Donaustrand der einzige Ort in der ganzen Stadt, an dem die ethnische Trennung manchmal keine Rolle spiele. Beim sommerlichen Bad im Fluss gehe es allen einfach nur um Abkühlung und Vergnügen. Zumindest in der Badehose sind also alle gleich.

13.10. Mohács, Ungarn

Heute ist Donnerstag und wir realisieren, dass über die Hälfte der Akademie bereits verfliegen ist. Wir fahren wieder flussaufwärts. Jetzt sieht man bereits das Ende der Fahrt vor Augen, davor sind aber noch zwei große Stationen geplant – Budapest und Wien, die Hauptstädte der einstigen habsburgischen Donaumonarchie. Wir überqueren die Grenze zwischen Serbien und Ungarn, dieses Mal, um wieder in die EU einzureisen. Die Kontrolle läuft sehr ähnlich zum ersten Mal ab und

wir fragen uns, ob denn auf der Donau wohl viele Schmuggler ihrem „Handwerk“ nachgehen. Wäre es nicht eine sehr gute Gelegenheit, um jemanden in die EU zu bringen?

Grenzkontrolle - ein Begriff, der mir durchaus bekannt ist, doch eine Erfahrung, die mir völlig neu war.

Erneut ertönt die Durchsage: „Grenzkontrolle“. Im Foyer reges Treiben, jeder holt seinen Reisepass, die meisten unterhalten sich entspannt. Mir geht es anders. Ich bin nervös. Zwar reise ich häufig, doch auch aufgrund meines Studiums lediglich innerhalb der EU. Wann hatte ich meinen Reisepass überhaupt das letzte Mal in der Hand? Hatte ich ihn jemals auf einer Reise dabei? Zum ersten Mal also außerhalb der EU. Mit meinem Reisepass in der Hand und einem leicht mulmigen Gefühl im Magen betrete ich den Raum, in dem zwei ungarische Grenzbeamten an einem Tisch vor einem Stapel Reisepässe sitzen. Ich reiche ihnen mein dunkelrotes Heftchen mit der Aufschrift „Europäische Union – Bundesrepublik Deutschland – Reisepass“. Ein kurzer Blick auf den Pass, dann in mein Gesicht. Der Pass wird zu den anderen auf den Stapel gelegt und dann geschieht etwas, was mir ebenfalls noch nie zuvor passiert ist: Die beiden Beamten wechseln ein paar Worte miteinander, Worte, die ich nicht verstehe. Ich reise viel in Europa, spreche meist die Landessprache oder kann sie zumindest größtenteils verstehen. Diesmal verstehe ich nichts. Sie sprechen wahrscheinlich gar nicht über mich, wechseln zwei Worte unter Kollegen, doch ich stehe da, zum ersten Mal in einer Grenzsituation, und verstehe nicht, worum es geht, bis ich endlich ohne ein weiteres an mich gerichtetes Wort aus dem Raum gewunken werde.

„Wir als Deutsche haben nichts zu befürchten. Wir sind überall gern gesehen“. Das sagten mir einige der reiseerfahreneren Stipendiaten. Das mag stimmen. Aber bei der Besatzung des Schiffes sieht es anders aus: Interessanterweise findet die Kontrolle nicht bei der Einreise nach Serbien statt, sondern bei der Einreise nach Ungarn. Die Ungarn seien streng, es ginge um die Kontrolle der EU-Außengrenzen. Wenn sich irgendwo herausstelle, dass ein Flüchtling in Ungarn über die Grenze gekommen sei, habe das schwerwiegende Konsequenzen für die jeweilige Stadt und das ganze Land. Die Unterlagen und Kopien der Pässe der Crew werden daher ein bis zwei Tage vor der Einreise an die ungarischen Beamten geschickt, dort eingescannt und polizeilich überprüft.

Ein Vorteil der Theodor Körner ist, dass hier alle Besatzungsmitglieder EU-Bürger sind – ein wichtiges Thema für manche amerikanische und kanadische Passagiere, die im Vorfeld der Reise bei der Reiseleitung explizit nachfragen, welcher Nationalität die Crew angehöre und ob sie überhaupt vertrauenswürdig sei. Die Tatsache, dass es sich lediglich um katholische Slowaken handele, habe sie schließlich dann immer beruhigen können. Doch solche und andere Anfragen bezüglich der Sicherheit nähmen stetig zu. So sehr, dass auf anderen, größeren Schiffen, deren Passagiere nicht einfach an der Fahrradkleidung zu erkennen seien, eigene Bodyguards und verstärkt Security eingesetzt würden – eine Entwicklung, die man in der Flussschifffahrt vorher so nicht kannte, wie mir von der Besatzung berichtet wird. Doch konkrete Fälle der Mitnahme von illegaler Ware oder gar „illegalen“ Einwanderern via der Donau habe es bis dato

nicht gegeben: „Das haben die Gesellschaften nicht nötig, außerdem wäre es ein allzu hohes Risiko“. Dennoch sind die ungarischen Grenzbeamten streng. Schon die Verzögerung der Grenzkontrollen, begründet durch einige nicht abgeholte Pässe, ließen die Beamten nervös werden, wie mir Besatzungsmitglieder erklären. „Das dauert ein paar Fahrten, bis die Wogen wieder geglättet sind. Die merken sich das Schiff. Es ist gut, wenn jemand an Bord ist, der ungarisch spricht und das erklären kann.“ Mir war nicht bewusst, dass bereits eine kleine Unpünktlichkeit unsererseits solche Konsequenzen haben kann.

Keiner von uns hatte ein Problem bei der Einreise. Es scheint selbstverständlich zu sein, dass wir einfach in unsere Tasche greifen, unsere Dokumente herausholen und willkommen sind. Doch, wie wir sehen konnten, gibt es Menschen, die ohne ihren Ausweis reisen – reisen müssen, um ihre Zukunft nicht zu gefährden. Menschen, die Angst vor Kontrollen haben müssen, davor gefunden, identifiziert und abgeschoben zu werden. Im Nachhinein finde ich meine Sorge und meine Nervosität lächerlich, kann sie aber nicht abstellen. Ich fühle mich unwohl, wenn Menschen kontrollieren, ob ich in ihr Land darf oder nicht, ob ich gewollt, geduldet, erwünscht bin oder abgelehnt werde. Aber ist das nicht menschlich?

Zwar wurde Mohács primär wegen der Grenzkontrollen angefahren, dennoch bleiben uns insgesamt vier Stunden, um Eindrücke von der Stadt zu gewinnen. Beeindruckt sind wir vor allem von der Architektur im Zentrum der Stadt, die gar nicht darauf schließen lässt, wie klein Mohács eigentlich ist. Überraschend ist auch, dass von einigen Bürgern der Stadt offenbar

recht flüssiges Deutsch gesprochen wird, da viele Schilder entsprechend übersetzt sind. Vor einem Laden hängt sogar ein Hinweiskasten, der ausdrücklich darauf hinweist, dass man hier deutsch spreche. Dennoch scheint die Bevölkerung sehr homogen und durchschnittlich wohl eher etwas älter zu sein. So spricht uns dann auch vor einem Café ein Herr um die 70 Jahre an. Er spricht einwandfreies Deutsch mit einem stark luxemburgisch gefärbten Akzent. Er erkundigt sich, wo wir herkämen und was wir in Mohács machten. Anschließend erzählt er uns, dass er selbst während der Bürgerkriege in den 90ern in Ungarn stationiert gewesen sei – zur Grenzsicherung. Aufgrund des Wetters sei er nun aus Luxemburg in die Region zurückkehrt. Er berichtet davon, dass die deutsche Gemeinschaft in Mohács derzeit beständig wachse, da viele Menschen vor allem aus Ostdeutschland hierher kämen, um den Schwierigkeiten, die die Flüchtlingswelle in der Heimat mit sich bringe, zu entfliehen. Sie hofften, davon in Mohács verschont zu bleiben. Selbst bezieht er keine Stellung zu dem Thema und verabschiedet sich, als seine „Mädels“ kommen. Es handelt sich um zwei deutschsprachige Frauen, die ebenfalls um die 70 Jahre alt sein dürften.

In der Innenstadt sprechen wir einen etwa 45-jährigen Mann aus Mohács darauf an, ob er uns etwas über die Flüchtlingssituation in Ungarn erzählen könne. Es stellt sich heraus, dass er Kroatie ist, in Ungarn lebt und deutsch spricht, da er während des Kroatienkrieges einige Jahre in Österreich verbracht hat. In Mohács gebe es gar keine Flüchtlinge, erzählt er. Die Flüchtlingsroute gehe nicht durch Mohács hindurch. In anderen Teilen des Landes fände man zwar Flüchtlinge, allerdings

nicht sehr viele. Sie hingen vor den Zäunen in Serbien fest, mehr als 2.000 seien es. Es sei gut, dass der Zaun errichtet wurde. „Was sollen wir mit den Flüchtlingen auch?“ Auf unsere Frage, was die Flüchtlinge denn seiner Meinung nach tun sollten, fragt er zurück, ob wir persönlich Probleme hätten, denn jeder habe Probleme und müsse mit ihnen leben. Die Flüchtlinge seien jedenfalls nicht sein Problem. Mit einem etwas ironischen Ton fügt er hinzu, sie sollten nach Deutschland gehen, denn Deutschland habe viel Geld.

Vor einem Jahr seien viele Flüchtlinge auf dem Weg nach Deutschland durch Ungarn gezogen. Es habe Hilfe vom Staat und aus der zivilen Bevölkerung gegeben. Wie viele Helfer es gegeben habe wisse er allerdings nicht und er wolle auch nichts Falsches erzählen. Auf Nachfrage berichtet er uns entschieden, dass er selbst nicht helfen würde. 2.000 Euro würde die Reise kosten, die Flüchtlinge hätten viel Geld und könnten sich selbst Essen kaufen. Das Essen, das ihnen der Staat gebe, äßen sie nicht, da es ihnen nicht schmecke. Sie wollten lieber jeden Tag Fleisch essen. Wir werfen ein, dass manche Flüchtlinge von Schleppern bestohlen würden, woraufhin er erwidert: „Glauben sie mir, jeder von denen hat Geld.“

Auf unsere Frage, was er von Frau Merkels Flüchtlingspolitik halte, antwortet er, er hätte an ihrer Stelle keine Flüchtlinge nach Deutschland gelassen. Mit einer Anspielung auf den Amoklauf in München im Juli und den verhinderten Terroranschlag in Chemnitz diesen Oktober sagt er, sie brächten nur Probleme mit. Unserem Einwand, es gäbe überall gute und schlechte Menschen, stimmt er mit der Ergänzung zu: „Aber

ich glaube, unter ihnen gibt es mehr schlechte als sonst.“ Er fragt uns mit einem kleinen Grinsen auf dem Gesicht, ob wir nach unserem Studium in den USA arbeiten wollten. Warum er dies fragt? Weil die Flüchtlinge uns in Deutschland die Arbeitsplätze wegnähmen. Gegen Ende des Gesprächs können wir uns zumindest darauf einigen, dass Krieg immer schlecht ist.

Im September gab es in Ungarn eine Volksabstimmung zu folgender Frage: „Wollen Sie, dass die Europäische Union ohne Zustimmung des ungarischen Parlaments die verpflichtende Ansiedlung von nicht-ungarischen Bürgern in Ungarn anordnet?“. 98 Prozent der gültigen Stimmen waren mit einem angekreuzten „Nein“ versehen, allerdings war die Abstimmung aufgrund einer zu geringen Wahlbeteiligung insgesamt ungültig. Auf unsere Frage, ob die Stimmung vor der Errichtung des Zaunes anders gewesen sei, entgegnet uns eine Angestellte der örtlichen Touristeninformation, dass sich Regierung und Volk auch damals schon darüber einig gewesen seien, wie man mit der Flüchtlingskrise umgehen müsse. Wir bedanken uns und begeben uns weiter auf unseren Streifzug durch die ungarische Kleinstadt.

Als nächstes sprechen wir zwei junge Männer an. Beide verfügen über keine Englischkenntnisse, holen jedoch einen etwa 30-jährigen Bekannten dazu, der gerade die Straße entlangläuft. Wir fragen ihn auf Deutsch:

- Gibt es Flüchtlinge in Mohács?
- Ne, Gott sei Dank nicht.

-
- Warum?
 - Ähm... (abweisend)
 - Wie ist es sonst im Land?
 - Ja, es gibt welche, aber so genau weiß ich es nicht.
 - Gibt es welche in Serbien?
 - Jaja, aber bei uns nicht. Zum Glück.
 - Warum zum Glück?
 - Ach...ich muss weiter. Tschüss.

Wir schlendern im Sonnenschein weiter die Straße entlang. Ein kleiner Junge läuft etwas unbeholfen auf uns zu. Als seine Mutter ihn einsammelt, nutzen wir die Gelegenheit. Hier gebe es keine Flüchtlinge, sagt sie und lacht. „Ist auch gut so“, ergänzt sie und schaut uns zustimmungssuchend an. Für sie selbst sei es kein Problem, aber für andere. Bei der Frage nach dem Warum, will sie sich zu ihrer Familie ins Café setzen.

Wir gehen nun durch eine Straße etwas abseits der Fußgängerzone. Dort treffen wir auf eine etwa 60-jährige Frau, die ebenfalls fließend Deutsch spricht. Laut ihrer Aussage gebe es keinen Flüchtling im Land, keinen einzigen. Das sei auch gut so, da Volk und Regierung keine Flüchtlinge wollten. „Wir haben sie nicht gebeten zu kommen. Wir haben Zigeuner. Wir brauchen nicht auch noch Flüchtlinge.“ Die Integration der Roma habe nie stattgefunden, sie hätten eine ganz andere Art zu leben. Dahingehende Bemühungen von der Bevölkerung oder vom Staat seien sowieso sinnlos, die Roma würden diese ablehnen. Gleiches gelte für die Flüchtlinge. „Sie sind zu viele. Ein paar, die anders sind, das ist kein Problem. Aber sie sind einfach zu viele.“

Mit den Flüchtlingen aus Kroatien in den 1990er-Jahren sei es anders gewesen – sie seien katholisch und hätten eine europäische Kultur. Sie spricht auch die muslimischen Gruppen an, die sich in Deutschland bildeten. In Ungarn gebe es gar keine Muslime. Und dies sei auch gut so. Sie fügt hinzu, dass wir bald große Probleme in Deutschland bekämen. Merkels Politik sei sehr schlecht. Die Flüchtlinge würden uns die Arbeitsplätze wegnehmen, sagt sie in einem fast mitleidigen Ton. Wir seien zu jung und könnten dies nicht verstehen. Sie habe den Kommunismus erlebt, der schrecklich gewesen sei. Wir fragen sie nach der Situation in Ungarn vor der Errichtung des Zaunes. Als die Flüchtlinge durch das Land zogen, sei die Situation schlimm gewesen. Warum? Sie seien dreckig gewesen und hätten alles schmutzig gemacht. Auf ihren Kommentar, die Flüchtlinge seien ungebildet, merken wir an, dass auch Ingenieure und Ärzte auf der Flucht seien. „Die bleiben alle in der Türkei, glauben Sie mir.“ Dann muss sie los und wünscht uns einen schönen Aufenthalt.

14.10. Budapest, Ungarn

Buda und Pest. Budapest! Die Perle an der Donau, in der sich wie in Wien stets die Geschichte spüren lässt. Kermani beschreibt in seinem Buch, dass Budapest bis zum Zweiten Weltkrieg eine, „wenn nicht *die* multikulturelle Metropole Europas war und bis vor 300 Jahren Sitz eines osmanischen Wesirs.“ Die türkischen Bäder gehörten zum Standard jedes touristischen Besuchs. Im Sommer 2015 waren hier Tausende Flüchtlinge gestrandet und warteten vor dem Bahnhof Keleti auf ihre

Weiterreise nach Österreich und Deutschland, an der sie von der ungarischen Polizei gehindert wurden. Aus Protest und Angst, wie von Ministerpräsident Orbán angekündigt, in Lagern in Ungarn interniert zu werden, bildete sich vom Bahnhof aus der sog. March of Hope (Marsch der Hoffnung) in Richtung österreichische Grenze. Die Bilder von Tausenden Geflüchteten, die zu Fuß auf der Autobahn marschierten, gelten als Auslöser für die Entscheidung der deutschen Bundesregierung unter Angela Merkel im Spätsommer 2015, die Grenzen nach Deutschland zu öffnen.

Schon während des Frühstücks erreichen wir den Hafen und sind gespannt, was die ungarische Hauptstadt für uns bereithält. Über den Tag verteilt sind wieder mehrere Treffen und Vorträge geplant, von denen der erste vormittags an der Andrassy-Universität stattfindet. Die Universität ist in einem klassizistischen Palais gegenüber dem Nationalmuseum von Ungarn untergebracht, dementsprechend sind die Räumlichkeiten sehr großzügig und geschmackvoll gestaltet. Vom Prorektor erfahren wir, dass sie die einzige vollständig deutschsprachige Universität außerhalb des deutschen Sprachraums ist.

In seinem Vortrag schildert er, wie Ungarn immer wieder mit verschiedenen Besetzern zu kämpfen hatte, und spricht dann über den ungarischen Aufstand von 1956. Mit viel Prägnanz vermittelt er einen Überblick über die Geschichte Ungarns in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. „Eigentlich waren Adam und Eva Kommunisten, denn sie hatten nichts anzuzie-

hen, zum Essen nur einen Apfel und dachten, sie leben im Paradies." – dieser Witz verdeutlicht die ungarische Einstellung zum Sozialismus. Möglicherweise findet sich hier auch ein Anhaltspunkt für die weit verbreitete Fremdenfeindlichkeit, deren Zeuge wir zuvor in Mohács geworden sind, obwohl das Land heute erstmals völlig unabhängig von äußeren Einflüssen regiert wird. Fast 20 Prozent der Bevölkerung zeigen sich gegenüber der Idee einer europäischen Einigung skeptisch, weil sie eine erneute Bevormundung durch die Europäische Union befürchten.

Spannend wird es, als wir mit der Leiterin einer studentischen Initiative zur Unterstützung von Flüchtlingen sprechen, der *Artemisszio Foundation*. Das Gespräch schärft unser Bewusstsein für die ungarische Perspektive auf die Flüchtlingsherausforderung in Europa. „Breaking Borders, Creating Bridges“ – so lautet das Motto der Organisation. In eindrucksvoller Weise zeigt sie die Missstände im Umgang mit Flüchtlingen in Ungarn auf. Sie berichtet davon, dass die Ungarn an allem, was fremd erscheint, kein Interesse hätten. Stattdessen liebten sie es, die ungarische Gesellschaft als starkes, homogenes Volk darzustellen, obwohl Ungarn und Budapest, wie bereits geschildert, bereits im Habsburger Reich der Schmelztiegel Europas war, mit seiner Nähe zum Westen aber auch zum Nahen Osten. Der Zustrom von Flüchtlingen aus fremden Kulturkreisen werde als Angriff auf die eigene Identität wahrgenommen. Entsprechend würden sich bis zu 99 Prozent der Ungarn neutral bis ablehnend gegenüber der Aufnahme von Asylsuchenden äußern.

Die Regierung beteilige sich daher auch nicht an der sozialen Unterstützung der Flüchtlinge. Im Gegenteil, in staatlich finanzierten Werbekampagnen werde ein negatives Flüchtlingsbild kultiviert. Sie zeigt uns Plakate und Spruchbänder, die von der Regierung veröffentlicht wurden: „Wenn du nach Ungarn kommst, darfst du den Ungarn keine Arbeitsplätze wegnehmen! Wenn du nach Ungarn kommst, musst du ungarische Sitten achten! Wenn du nach Ungarn kommst, musst du die ungarische Kultur respektieren!“ – so werden Menschen, die in Ungarn Zuflucht suchen, begrüßt. Auf Ungarisch, versteht sich. Englischkenntnisse seien bei den meisten Menschen hier sehr rudimentär.

„Hungary is great and perfect“, erzählt unsere Vortragende, sei das, was die Menschen glauben sollen. Die Rhetorik der Homogenität und die Hetze gegen Geflüchtete entlarven sich aber wohl auch als politisches Mittel der Regierung, um von den immensen innenpolitischen Problemen abzulenken. Etwa 10 Millionen Menschen leben in Ungarn, und etwa 700.000 davon sind ethnische Roma. Zu einem großen Teil sind diese nicht in das Gesellschaftsleben integriert. So ist es bis heute nicht gelungen, eine Schulpflicht für die Volksgruppe durchzusetzen. Das ethnisch homogene Ungarn existiert offenbar mehr in den Köpfen der Menschen als in der Realität. Das Gefühl der eigenen Stärke aber ist in Ungarn eng mit dem Gefühl der nationalen Einheit verknüpft, nationalkonservative Tendenzen erfreuen sich daher größter Unterstützung aus fast allen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten. Die Politik von Ministerpräsident Viktor Orbán erscheine in diesem Kontext sehr nachvollziehbar, wie uns später, zurück auf dem Schiff,

auch noch einmal Professor Hendrik Hansen von der Andrassy-Universität in seiner Abendvorlesung verdeutlichen wird.

Um die Fremdenfeindlichkeit zu überwinden, so wird uns berichtet, setze die Organisation auf Kommunikation mit beiden Seiten. Bei den Geflüchteten erweist sich die Sprache als größtes Integrationsproblem. Denn niemand spreche Englisch, und die ungarische Sprache sei sehr kompliziert. Wenn man kein Ungarisch könne, bleibe man außen vor. Das Homogenitätsargument der Ungarn scheint also vor allem in Bezug auf die Sprache zu ziehen. Andererseits werde aber auch der Dialog mit den Ungarn selbst gesucht, um Aufklärungsarbeit zu leisten und die feindliche Gesinnung gegenüber Flüchtlingen zu überwinden. Dabei bemühe man sich, auch positive Aspekte aufzuzeigen. So könne man zumindest auch kleinere Erfolge verzeichnen. Hetzerische Plakate seien von der Regierung modifiziert worden, und ihre NGO freue sich über steigende Bewerberzahlen insbesondere ungarischer Freiwilliger. Auf finanzielle Hilfe vom Staat kann *Artemisszio* aber nicht hoffen. Die Organisation wird ausschließlich von Geldern des UNHCR finanziert. Immerhin: Der ungarische Staat hindere sie aber auch nicht an der Arbeit.

Insgesamt decken sich die Erzählungen verblüffend mit Kermanis Berichten, der die „Willkommensplakate“ ebenfalls erwähnte und sie als „Staatsrassismus“ bezeichnete. Auch die Einschätzungen des jungen Serben, den wir in der Bar getroffen hatten, waren erschreckend zutreffend. Interessanterweise können wir die Homogenität beim anschließenden Stadtspaziergang sogleich selbst feststellen. Wie in Mohács tauchen

fast keine Menschen auf, die nicht weiß und mitteleuropäisch aussehen. Außer man geht in das Viertel, wo die meisten Roma wohnen (müssen). Dort ändert sich das Bild schlagartig.

Notizen aus Gesprächen mit jungen Leuten in der Innenstadt:

„We are being brainwashed concerning the refugee issue...“

„We would be unhappy, they would be unhappy, that's why it is not possible for Hungary to take people in.“

„We have no experience with minorities. There are problems with integrating the gypsies, that isn't working for a long time. So integrating refugees from other cultures... - no way.“

„We are not ready.“

„Orbán is becoming a dictator.“

„Budapest is alright for foreigners, but the countryside... Not even I want to live there.“

„You (the Germans) are so liberal, because you killed so many Jews. That made you tolerant.“

„We have so many problems with ourselves, that we cannot deal with even more problems. We need to settle first. Then we can start thinking about others.“

Um sechs Uhr abends versammeln wir uns wieder auf dem Schiff. Das schöne Wetter lockt alle auf das Sonnendeck, von wo aus sich uns ein unglaublicher Panoramablick auf das Schloss eröffnet. Langsam tuckern wir aus dem Hafen

und nehmen Kurs flussaufwärts, und während der nächsten Minuten versinken die beiden Ufer in der Dämmerung. Gerade als wir dabei sind, die Stadt zu verlassen, erleuchtet sie getaucht in gelbes Licht. Die Wasseroberfläche reflektiert die Beleuchtung, ein fantastisches Bild entsteht. Von allen Stationen unserer Reise bildet Budapest eindeutig die schönste Kulisse.

15.10. Wien, Österreich

Unsere Reise neigt sich dem Ende zu. Wir erreichen Wien – die letzte Station vor Passau. Hier hatte am 24. Februar 2016 die sog. Westbalkankonferenz stattgefunden,³ auf der die Schließung der Balkanroute endgültig beschlossen wurde. Außerdem ereignete sich hier ganz in der Nähe die Tragödie mit einem Kühllastwagen, in dem Ende August 2015 71 Flüchtlinge tot aufgefunden wurden, nachdem sie in dem LKW qualvoll erstickt waren. Der Fahrer hatte den Wagen einfach auf einem Parkplatz in Parndorf bei Wien abgestellt. Gestartet war der Wagen in Bratislava. Die Strecke zwischen Budapest und Wien galt zu dieser Zeit unter Schleppern als besonders lukrativ.

Ausnahmsweise gibt es heute kein fix vorbereitetes Programm, stattdessen können wir losziehen und die Stadt selbst erkunden. Der ganze Nachmittag und die Nacht auf Sonntag stehen uns frei zur Verfügung, dementsprechend nutzen wir

³ Sie stand unter dem Titel „Managing Migration Together“.

die Gelegenheit, und versuchen, in dieser Zeit möglichst viel zu sehen und zu erleben. Eine Beobachtung finde ich besonders merkwürdig: In meinen Gedanken stellte ich mir Wien immer als Prototyp einer gutbürgerlichen und homogenen Stadt vor, in der Realität begegnete sie mir aber sehr viel dynamischer, vor allem multikulturell und weltoffen. Wien erinnert mich mehr an Berlin als an München, vor meinem Aufenthalt hier hätte ich aber gerade das Gegenteil erwartet – so viel zu stereotypem Denken.

Unsere Gruppe wird von Franz' Enkelin durch die Stadt geführt. Franz, der zusammen mit Gerlind die Arbeitsgruppe zum ländlichen Strukturwandel leitet, wohnt selbst in Wien. Er hat hier viele Jahre an der Universität Wien gelehrt und ist noch heute der Präsident der österreichisch-mongolischen Gesellschaft. Seine Enkelin Nora studiert hier Design und hat für uns heute extra einen Tag frei genommen. Es ist eine faszinierende Stadt: Die Hofburg, der Volksgarten, der Stephansdom, das Rathaus, das Burgtheater, die Oper, Bellevue, der Prater. Aber eben auch alternative Cafés, internationale Küchen und gleichgeschlechtliche Ampelmännchen und -weibchen. Zum Schluss kommen wir am Wiener Westbahnhof vorbei. Auch hier hatte sich vor rund einem Jahr, in der Hochzeit der Flüchtlingskrise, ein Flüchtlingscamp gebildet, als Tausende Migranten auf ihre Weiterfahrt nach Deutschland warteten. Am Morgen hatten wir hiervon noch an Bord in einem Fotovortrag über die Fluchtwege in Österreich gehört. Damals hatte auch Nora, die ganz in der Nähe wohnt, mitgeholfen, um die allergrößte Not zu lindern. Es wird uns noch einmal be-

wusst, wie weitreichend die Auswirkungen des Migrations-sommers 2015 waren und welche besondere Rolle Bahnhöfe in diesem seltsamen Spiel einnahmen. Heute ist aber von alledem nichts mehr zu sehen.

Am nächsten Morgen verlassen wir Wien und sind den ganzen Tag unterwegs. In der letzten AG-Sitzung erarbeiten wir einen Beitrag für den bunten Abend, der heute stattfindet. Außerdem haben wir viel Freizeit, um die Erlebnisse der letzten Woche zu reflektieren. Resümierend wird deutlich, dass Kermanis Einschätzungen von Serbien und Ungarn noch immer zutreffend sind, auch ein Jahr nach Einbruch der Wirklichkeit. Serbien ist sogar noch weniger in der Lage, mit der Fluchtmigration fertig zu werden als damals, als es „nur“ den Transit kompensieren musste. Die Regierung reagiert zwar nicht fremdenfeindlich auf die Flüchtlinge wie in Ungarn, leistet aber auch keine großartigen Hilfestellungen. So wie Kermani es schon beschrieben hatte, werden die Flüchtlinge mehr oder weniger einfach ihrem Schicksal überlassen. Selbst die Dixi-Toiletten, die damals von der Regierung noch aufgestellt worden waren, waren bei unserem Besuch verschwunden.

In diesem Zusammenhang wird oft die Begründung angeführt, dass Serbien bereits mit der Bewältigung nationaler Konflikte überfordert ist, die noch aus den Bürgerkriegen zu Beginn der 1990er Jahre herrührten. Eine intensive Auseinandersetzung mit der Flüchtlingsproblematik sei also weder finanziell noch politisch zu bewerkstelligen. Beispielsweise sei schon die Integration der dort lebenden Roma mehr als kompliziert. In Ungarn wurde dagegen immer wieder betont, wie homogen

das Land, seine Kultur und seine Bevölkerung doch seien und wie schwierig, wenn nicht gar unmöglich deswegen die Aufnahme von Flüchtlingen mit einem völlig anderen kulturellen Hintergrund sei. Letztlich sah sich kein Land in der Lage, neue Bevölkerungsgruppen dauerhaft in ihre Gesellschaften zu integrieren.

Dass dies nicht unbedingt stimmen muss, sieht man an dem beeindruckenden Engagement der Zivilgesellschaft, die – wie in Deutschland – eingesprungen ist, als der Staat versagte. Dies war vor allem in Belgrad zu sehen, aber auch in Budapest. Auch hier haben sich verschiedene private, nicht zuletzt studentische, Initiativen gebildet, um den Geflüchteten zu helfen, während die ungarische Regierung an ihrer Verleumdungspolitik festhält, was auch der letzte Regierungsvorschlag für eine Änderung der Verfassung wieder eindrucksvoll gezeigt hat. In einem Punkt war man sich jedoch einig: „Die Flüchtlinge wollen eigentlich auch gar nicht hierbleiben.“

In Vukovar versucht das Europahaus derweil zu verbinden, was seit Jahrzehnten getrennt ist. Hier leben Serben und Kroaten mehr neben- als miteinander. Integration betrifft also nicht nur Flüchtlinge. Zumindest eine große Sprachbarriere gibt es hier eigentlich nicht zu beklagen. Trotzdem sind Themen der Trennung, des Hasses, der Flucht, des Krieges noch allgegenwärtig. Es gibt ziemlich viel zu verarbeiten.

Der bunte Abend bildet den Abschluss der Akademie. Verschiedene Arbeitsgruppen präsentieren hier ihre Themen und ihre Arbeit, ungeachtet des offiziellen Programms bringen sich viele

Leute auch mit kreativen Beiträgen aller Art ein. Die Auftritte sind sehr heiter und nachdenklich zugleich und fassen unsere Reise in prägnanter Weise zusammen. Nach dem bunten Abend tanzen wir das letzte Mal zu Ladislavs Musik und runden die Akademie so auf eine stimmungsvolle Weise ab.

17.10. Ausschiffung Passau, Deutschland

Nach einer langen Nacht ist die Stimmung am Morgen eher ruhig und einige von uns nutzen den Tag, um bereits erste Gedanken niederzuschreiben. Dann ist es soweit: Es heißt Abschied nehmen, Kontaktdaten austauschen und lebe wohl sagen. Nach neun Tagen erreichen wir wieder Passau. Es fällt schwer den Mikrokosmos „Theodor Körner“ zu verlassen. Auf dem Schiff hat sich ein besonderer Lebensrhythmus eingestellt, nun hat man aber die Rückkehr zum Alltag wieder unmittelbar vor Augen. Es wird leicht sentimental, gleichzeitig freuen sich aber viele auch über die Aussicht, bald wieder im eigenen Bett zu liegen und ausschlafen zu können.

Wir brauchen sicher noch etwas Zeit, um uns all dem Erlebten zu stellen und uns darin zu verorten. Auch die Probleme, denen wir begegnet sind, können nicht im Eiltempo gelöst werden, auch hierfür braucht es Zeit, Verständnis und gegenseitige Anteilnahme. Die Erlebnisse auf dieser Fahrt tragen etwas dazu bei. Belgrad war dafür ein Wendepunkt. Unser Besuch der Versorgungsstation und der Stadt inmitten der Balkanroute haben uns einen emotionalen Zugang zu dem Thema Flucht und zu den Menschen, die sie durchleben, ermöglicht.

Langsam können wir beginnen, uns der Flüchtlingsherausforderung auch emotional zu stellen, nicht nur intellektuell. Es ist aufwühlend und schwierig, doch es ist eine gute Erfahrung, dass wir durch unsere Ausflüge in die Wirklichkeit nun besser mitfühlen können. Es gibt vielen von uns Kraft.

Als Fazit fassen wir für uns zusammen – die vielen Stationen in den verschiedenen Ländern und die organisierten Treffen forderten unser Einfühlungsvermögen jeden Tag aufs Neue heraus. Auf der einen Seite war es ein hervorragendes Empathie-Training, auf der anderen Seite konnten wir – auf eine für uns überraschende und ungewohnte Art und Weise – beobachten, was es heißen kann, Initiative zu ergreifen und Verantwortung für sich und das Leben anderer zu übernehmen, ganz so wie es auch die Studienstiftung ihren Stipendiaten mit auf den Weg geben möchte. Diese Erfahrung nehmen wir gerne mit von Bord.

Am Bahnhof werde ich noch ein letztes Mal mit unserem Akademiethema konfrontiert. Überall wimmelt es von Polizisten. Natürlich: Sie sind wegen der Passkontrollen da. Der Zug kommt ja aus dem „Ausland“ – aus Österreich. Man darf erst einsteigen, nachdem die Polizisten den Zug durchsucht haben, er fährt nach Hamburg. Zwei Sitzreihen vor mir unterhalten sich zwei Mitreisende über diesen Umstand: „Ja, die sind wegen der Flüchtlinge hier, das war früher nicht so.“ „Einmal als ich aus Wien kam, hab’ ich einen gesehen. Er ging kurz vor Passau aufs Klo und kam nach Passau wieder raus. Schon gut, dass das nun kontrolliert wird.“ „Ich hab ja auch nichts gegen einen regulären Austausch, aber es gibt eben solche und solche. Ist ja

auch okay, Leute aufzunehmen, die vor Krieg fliehen müssen, so wie aus Syrien. Aber die Afghanen, die sollen doch lieber bei sich bleiben und alles aufbauen, das sind ja nur Wirtschaftsflüchtlinge.“ „Ja ja, bevor wir sie dann hier mit Sozialleistungen versorgen – so 200 Euro sind ja schon sehr viel für die...“

Nachwort: Die Balkanroute heute

Navid Kermani beschrieb sehr eindringlich in seinem Buch „Einbruch der Wirklichkeit“ die dramatische Flüchtlingssituation auf der sog. Balkanroute im „langen Sommer der Migration“ 2015: Hunderttausende Menschen aus Syrien, Irak und Afghanistan drängten nach Mitteleuropa, getragen von der Hoffnung irgendwie sicher nach Deutschland zu kommen. Die Züge und Bahnhöfe in Budapest und Belgrad quellten über vor Menschenmassen, viele mussten notdürftig in Tüchern unter freiem Himmel auf den Bahnhofsvorplätzen campieren. Und letztlich machten sich die Geflüchteten sogar zu Fuß weiter auf den Weg nach Nordeuropa.

Auf unserer Studienreise ein Jahr später im Herbst 2016 bot sich uns, wie in unseren Reiseberichten detailreich beschrieben, ein ähnliches Bild. Zwar nicht mehr in dem gleichen Umfang mit hunderttausenden von Menschen, aber in einer ganz ähnlichen Qualität: Immer noch übernachteten hunderte Menschen vor den Bahnhöfen und in entlegenen Parks der Großstädte. Geflüchtete Familien harrten in überfüllten Kantinen von Sozialorganisationen in Belgrad aus. Und einzelne Geflüchtete irrten umher in den Straßen von Novi Sad. Immer noch getragen von der Hoffnung, doch noch irgendwie nach Deutschland, oder zumindest nach Österreich, zu gelangen.

Heute, also mehr als vier Jahre nach „Einbruch der Wirklichkeit“ hat sich die Situation entlang der Donau im Grunde genommen noch immer nicht grundlegend verändert, obwohl die Balkanroute offiziell geschlossen wurde. Zwar berichten

die Medien nicht mehr so häufig davon wie damals, aber wenn man sich die Mühe macht, etwas genauer hinzuschauen, dann zeigt sich doch eine ganz ähnliche Szenerie auf dem Balkan wie damals. Nur haben sich die Unterkünfte der Geflüchteten aus den Städten in die ländlichen Gebiete entlang der Donau verlagert. Häufig dienen alte Gebäude oder Ruinen an Waldrändern als Dauerprovisorien für kleine Gruppen von Geflüchteten, die weiterhin auf ihre Möglichkeit warten, nach Nord-europa weiter zu migrieren. Die Grenzen sind nach wie vor relativ durchlässig. Nach Informationen des deutschen Innenministeriums kommen zurzeit täglich rund 150 Flüchtende über die Grenze nach Bosnien-Herzegowina. Dies ist etwa zwölf Mal so viel wie noch 2017. Und es wird vermutet, dass die Zahlen noch weiter steigen werden.

Auch der sog. „EU-Türkei-Deal“ vom März 2016, mit härteren Kontrollen an der EU-Außengrenze und beschleunigten Rückkehrverfahren, konnte an der dramatischen Situation grundlegend nichts ändern. Im Gegenteil: Die Lage hat sich auf den griechischen Inseln in den letzten Monaten wieder zugespitzt. Laut Berichten der Süddeutschen Zeitung vom September 2019 sind die Flüchtlingslager auf griechischen Inseln wieder dramatisch überfüllt. Das Lager Moria auf Lesbos ist für 3.000 Menschen ausgelegt, zurzeit leben dort über 12.000. Bei Unruhen im Lager sind bereits mehrere Menschen ums Leben gekommen, darunter viele Kinder. Zudem sterben weiterhin Hunderte Menschen im Mittelmeer bei ihrem gefährlichen Versuch über das Meer nach Europa zu gelangen. Und dabei sprechen wir noch nicht einmal von den großen humanitären Katastrophen in den Flüchtlingslagern in Jordanien, Libanon

und Syrien selbst, wo nach wie vor Millionen Geflüchtete auf engstem Raum zusammengepfercht unter katastrophalen hygienischen Bedingungen verharren und darauf warten, in ihre zerbombte Heimat zurückkehren zu können.

Wie wird es weitergehen mit den Geflüchteten auf dem Balkan, im Mittelmeer und auf der ganzen Welt? Bleibt die Situation so wie in den letzten vier Jahren, oder werden die Staaten Europas endlich eine humane und vernünftige Antwort auf die globale Flüchtlingsfrage finden? Wir sollten weiterhin genau hinschauen und – wenn es möglich ist – auch hinfahren, um uns ein Bild mit unseren Augen zu machen. Schauen, wo wir helfen können, und über Vorgänge berichten, die heute in den allgemeinen Medien immer weniger ihren Platz finden.

Sascha Krannich und Uwe Hunger

Köln und Münster im Mai 2020

Literaturhinweis

Navid Kermani (2016). Einbruch der Wirklichkeit: Auf dem Flüchtlingsstreck durch Europa. München: C.H.Beck.

Kurzinformationen zu den Herausgebern und Autorinnen und Autoren

Die Herausgeber

Uwe Hunger, Prof. Dr. phil. habil., ist Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Migration an der Hochschule Fulda/University of Applied Sciences sowie Privatdozent am Institut für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist zudem Fellow am Forschungskolleg der Universität Siegen (FoKoS), Research Associate am Center for Comparative Immigration Studies (CCIS) der University of California San Diego, USA, und Sprecher des Arbeitskreises „Migrationspolitik“ in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW). Er leitete zusammen mit Sascha Krannich die Arbeitsgruppe 5 „Migration in und nach Europa“ der Donauakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes 2016. Kontakt: hunger@uni-muenster.de.

Sascha Krannich, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin an der Justus-Liebig-Universität Gießen mit den Schwerpunkten Migration, Menschenrechte und Global Health sowie Koordinator des Studienangebots der Forschungsgruppe Migration und Menschenrechte (FGMM) an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Zudem ist er Lehrbeauftragter an der Hochschule Fulda. Er leitete zusammen mit Uwe Hunger die Arbeitsgruppe 5 „Migration in und nach Europa“ der Donauakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes 2016. Kontakt: sascha.krannich@histor.med.uni-giessen.de.

Die Autorinnen und Autoren

Benjamin Brück, Simon Guilliard, Linda Jaculi, Julia Krekel, Hannah Mieger, Insa Neumann, Y Lan Pham, Borislav Polovnikov, Rebecca Pretzsch, Petra Rollfing, Mahan Sadjadi, Theresa Schüler, Quincey Stumptner, Julia Wagner und Benjamin Wollweber sind bzw. waren Stipendiatinnen und Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes und Mitglieder der Arbeitsgruppe 5 „Migration in und nach Europa“ der Donauakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes 2016.

Über Brücken und Grenzen entlang der Donau

Uwe Hunger und Sascha Krannich (Hrsg.)

Der vorliegende Reisebericht ist im Rahmen einer Studienakademie der Studienstiftung des deutschen Volks im Herbst 2016 entstanden. Die Studienakademie wurde als eine neuntägige Schiffsreise mit rund 100 Stipendiatinnen und Stipendiaten auf der Donau konzipiert. Während dieser Reise beschäftigte sich unsere Arbeitsgruppe mit Fragen der „Migration in und nach Europa“. Bei der Durchsicht des Routenplans fiel uns auf, dass wir innerhalb der neuntägigen Fahrt, praktisch alle Hot Spots der sog. Balkanroute anfahren werden, wo sich vor gut einem Jahr die schlimmsten Dramen der sog. Flüchtlingskrise abgepielt hatten. Navid Kermani hatte in diesem Jahr eine preisgekrönte Reportage „Einbruch der Wirklichkeit“ über die Zustände entlang der Flüchtlingsroute von Griechenland bis Deutschland vorgelegt. Wir wollten – ein Jahr nach Einbruch der Wirklichkeit – schauen, was sich in diesem Jahr, in dem auch die Politik eine Kehrtwendung von einer Willkommenskultur zu einer Abschottungskultur vollzogen hat, sich auf der Flüchtlingsroute verändert hat. Entstanden ist dabei ein Reisebericht über neun intensive Tage mit vielen Gesprächen und Begegnungen an Bord und an Land entlang der Donau, von Deutschland über die Slowakei nach Ungarn bis nach Serbien und über Kroatien und Österreich zurück nach Deutschland.

13,90 €

ISBN 978-3-8405-0235-4

